Band 970 ● 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

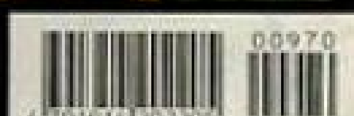
Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Werwolf, die Hexe und wir

Band 970 ● 2,20 DM

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275





Der Werwolf, die Hexe und wir

John Sinclair Nr. 970

Teil 2/3

von Jason Dark

erschienen am 11.02.1997

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Der Werwolf, die Hexe und wir

Seit Beginn der Dämmerung hatte der Werwolf die Spur aufgenommen. Es war zuerst nur ein flüchtiger Kontakt gewesen, vergleichbar mit einem Gedanken bei einem Menschen, aber das Tier war plötzlich hellwach gewesen. Da war etwas! Sein Versteck lag dort, wo man ihn nicht so leicht finden konnte. Verborgen in den tiefen Wäldern, wo die Bäume dicht beisammenstanden und dabei einen Filz bildeten, der einem Urwald zur Ehre gereicht hätte. Der Wolf schnupperte. Die Gegend war ihm fremd. Man hatte ihn hier abgesetzt. Er wußte nicht, was er herausfinden sollte, er wußte nur, daß er sich auf seinen Instinkt verlassen konnte, und er würde ihn zu dem Ort führen, der nicht nur für ihn wichtig war, sondern auch für diejenigen, die hinter ihm standen und ihm die Befehle gaben.

Es dunkelte weiter.

Das Tier hockte in einer muldenartigen Höhle. Laub verdeckte den Eingang.

Nur wer genauer hingeschaut und dabei hineingeleuchtet hätte, dem wäre die lange Schnauze aufgefallen. Sie stand offen. Reißzähne schimmerten wie poliert. Darüber malten sich kalte Augen ab.

Es waren nicht die Augen eines normalen Werwolfs, der tagsüber ein Leben als Mensch führte und sich erst in der Nacht verwandelte, wenn der Mond sein Silberlicht schickte, nein, sie gehörten eigentlich einem normalen Tier, das durch fremde Kräfte beeinflußt worden war und fast zu den Werwölfen gezählt werden konnte, denn der höchste von ihnen, Fenris, hatte sich seiner angenommen.

Die Spur blieb.

Sie verdichtete sich.

Das Tier spürte seine eigene Unruhe. Immer mehr drängte sich das hoch, was man ihm eingeimpft hatte, ein Fährtensucher zu sein. Den magischen Ort zu suchen, zu schauen und wieder zurückzukehren. Das klappte nicht, wenn er sich in seinem Versteck aufhielt.

Mit einigen harten und ruckartigen Bewegungen seiner Läufe schaufelte er sich buchstäblich frei, hielt sich dabei dicht am Boden und kroch aus der Deckung hervor. Er tauchte ein in die Finsternis des Waldes, wo die tiefen Schatten wie dichte, schwarze Watte zwischen den Stämmen der Bäume standen.

An Beute dachte er nicht. Er war zwar ein Geschöpf der Nacht oder dazu gemacht worden, doch er fühlte sich nicht mit denen verwandt, die in der Dunkelheit auf Jagd gingen, wo Eulen, Käuze oder Uhus wie Schatten durch den Wald flogen und Kleingetier rissen. Da hatten Mäuse und auch Ratten keine Chance.

Den Wolf interessierte das nicht. Er lief der Spur nach. Wie jemand, der an einer langen, unsichtbaren Leine hängt und dabei immer sicherer wird, je weiter er sich fortbewegt.

Er ließ die Finsternis des Waldes hinter sich, der nie totenstill war. Seine wachsamen Ohren hatten schon all die Geräusche aufgenommen, das Rascheln, Kratzen und leise Piepsen, auch mal schrill, wenn sich eine Maus in den Klauen eines nächtlichen Jägers krümmte.

Der Wolf brauchte keine Nahrung. Ihm war eine andere Aufgabe übertragen worden, die er durchführen mußte, dem großen Götterwolf hatte man einfach zu gehorchen.

Das am Rand wachsende Unterholz stellte kein Problem für ihn dar. Er durchbrach es mit wenigen Sprüngen, um das leere Feld vor sich zu sehen, über dem ein einsames Flugzeug weit oben hinwegschwebte. Ein Punkt in der Nacht, der sich dem Mond näherte, um von ihm verschlungen zu werden. Er war als blasse Sichel zu sehen. Ab und zu

trieb der Wind die Wolken auf ihn zu, daß auch diese Gondel dann verdeckt war und es noch finsterer wurde.

Das Tier bewegte sich weiter. Er lief jetzt schneller. Dabei hielt es sich dort auf, wo das Gras höher wuchs. Die Richtung war ihm bekannt, denn die Witterung nahm zu.

Sie wurde stark, sie spornte ihn an. So lief er wenig später am Ufer eines kleinen Sees entlang, dessen Wasserfläche wie ein geheimnisvoller, dunkler Spiegel glänzte, in dem sich die Farben Blau und Schwarz verteilten.

Leichter Dunst umwebte das Ufer. An der anderen Seite schimmerten ein paar Lichter durch die Finsternis. Dort lebten Menschen, die von nichts ahnten. Keiner von ihnen wußte, wer da unterwegs war, um ein besonderes Ziel zu finden.

Der Wolf hatte freie Bahn.

Er erreichte das schmalere Nordufer des Sees, an dem der Gürtel aus Gras und Schilf bis weit hinein in das Land reichte. Der Boden war feuchter geworden. Manchmal schmatzte das Wasser in den Trittstellen, die das Tier im weichen Boden hinterlassen hatte. Das Ziel kam näher.

Der Wolf spürte es. Hin und wieder stieß er einen heiseren Laut aus, der sich beinahe anhörte wie der Schrei eines Menschen. Schaum fegte in Fetzen vor seinem Maul. Er schwitzte. Das lange und intensive Rennen hatte ihn angestrengt.

Aber er hörte nicht auf. Keine Pause! Der Befehl stand in seinem Schädel. Fenris und seine Helferin hatten ihn ausgesucht. Er hatte vor ihnen gelegen und gewinselt und dabei in die Augen der Werwolf-Frau Morgana Layton geschaut.

Für sie und auch für Fenris sollte er den Ort suchen, und er würde ihn auch finden.

Mit langen Sprüngen hetzte er einen kahlen Hang hoch, der nur an wenigen Stellen mit niedrigem Gestrüpp bewachsen war, Gestrüpp, das sich in der harten Erde festkrallte, wobei hin und wieder, wenn es vom Mondlicht getroffen wurde, das Grau alter Steine hindurchschimmerte.

Der Wolf erreichte das Ende des Hangs, wo er für einen Moment stehenblieb.

Er zitterte am ganzen Körper. Sein Fell war naß geworden. Die Feuchtigkeit des Grases klebte darin ebenso wie kleine Blätter oder Rindenstücke aus dem längst weit hinter ihm liegenden Wald.

Er hob den Kopf.

Wie ein Mensch schaute er hoch zu den oberen Regionen, die bei Tageslicht grüne Matten und Weiden gezeigt hätten, aber jetzt, in der Nacht, nur mehr aus Schatten bestanden.

Aus ihnen hervor ragten die starren Gebilde. Steine, Felsen, scharf

und kantig. Mal höckerartig gewachsen, mal breiter. Andere wieder spitz oder geformt oder die so etwas wie einen Tafelberg bildeten, wie man ihn aus dem amerikanischen Südwesten kennt und häufig in Westernfilmen sieht. Da mußte er hin!

Der Wolf spürte es genau, und er wußte auch, daß er eine lange und beschwerliche Strecke zurückzulegen hatte. Zu lang und zu steil, ohne zuvor Kraft gesammelt zu haben.

Er mußte sich ausruhen und ließ sich auf seine Hinterbeine nieder. In dieser Sitzhaltung blieb er, wobei er allerdings den Kopf bewegte und mit seinen kalten Augen die Umgebung absuchte, dabei aber nicht vergaß, die Zunge aus dem Maul schnellen zu lasen, um über sein Fell zu lecken, an dem die Nässe klebte, die seinen Durst wenigstens etwas löschen sollte. Die Halme stachen wie Nadeln aus dem Boden, sie wurden auch nicht größer, wenn die Sonne ihre Strahlen über das Land schickte. Dieses Gras war es gewohnt, auf dem kargen Boden das Überleben zu fristen.

Das Tier streckte sich. Dabei sträubte sich das braune Fell, das zum buschigen Schwanz hin einige graue Streifen bekommen hatte, wie ein Mensch, der älter wurde und diese Jahre seinem allmählich grauer werdenden Haar ansah.

Es wartete noch. Das Hecheln klang schon bald nicht mehr so scharf und kurzatmig. Es flockte auch kaum Schaum mehr aus seinem geöffneten Maul. Der Wolf war in eine tiefe Ruhe gefallen. Sie dauerte nur nicht lange an, denn die Botschaft nahm er wiederum auf. Eine scharfe Witterung. Er spürte die Nähe des Ziels. Noch in der liegenden Haltung bewegte er seine Augen und schielte in die Höhe.

Da malte sich der große Tafelfelsen wie vor einer schwarzen Wand ab.

Er stand zwar gerade, sah aber trotzdem schief aus, als würde er jeden Augenblick nach unten kippen. Was jedoch all die Zeiten überdauert hatte, hielt auch jetzt, und selbst der stärkste Orkan hatte ihm nichts antun können.

Noch wartete das Tier. Dann aber schoß es plötzlich in die Höhe, als hätte ihm jemand eine Nadel durch das Fell tief in den Körper hineingerammt.

Der Wolf war bereit!

Er schüttelte den Kopf. Zugleich liefen die Schüttelbewegungen wie Wellen über sein Fell hinweg. Das Maul sperrte sich auf wie von selbst.

Es sah aus, als wollte der Wolf gähnen, doch er war ausgeruht und fühlte sich fit.

Auf allen vier Pfoten streckte er sich. Ein kurzer Heullaut drang aus seinem Rachen, dann lief er los. Langsamer zuerst, er trottete so dahin, aber wenig später schon, auf dem ansteigenden Gelände, wurde

er schneller. Seine Füße trommelten auf den harten Boden, und dieses Geräusch schreckte einen Fuchs auf.

Der Wolf beschleunigte das Tempo weiter, obwohl der Weg immer steiler und auch glatter wurde. Auf dem Fels, von Wind und Wetter blank gewaschen, rutschte er mehrmals aus. Seine Hinterläufe glitten weg, aber er packte es immer wieder und näherte sich seinem Ziel wesentlich schneller, als es ein Mensch gekonnt hätte.

Der hohe Tafelberg warf trotz der Dunkelheit seinen Schatten in die Tiefe. Der Wolf geriet hinein und blieb sofort stehen. Zuerst begann er zu knurren, wobei dieses Geräusch später in ein klagendes Winseln überging, als hätte er Schläge erhalten.

Etwas war mit ihm.

Er drehte sich auf dem Fleck. Das Fell war gesträubt. Noch hektischer als seinen Körper bewegte er seinen Kopf, wobei er die Schnauze zum Himmel hochrichtete. Mit seinen harten Raubtieraugen schien er nach etwas Besonderem Ausschau zu halten.

So stark der Wolf in der letzten Zeit auch gewesen sein mochte, jetzt machte er den Eindruck eines Tieres, das total verängstigt war. Ein Feind war nicht in der Nähe. Vor wem hätte er sich schon fürchten müssen?

Dennoch war ihm unwohl zumute. Sein Instinkt übermittelte ihm die in der Nähe lauernde Gefahr.

Etwas war da. Er fand es nur nicht heraus. Sein Kopf senkte sich. Die Schnauze bewegte sich dicht über den Boden hinweg. Er suchte die Gefahr, er schnüffelte, aber er fand sie nicht.

Über ihm schwebte nur der tiefe Schatten des kantigen Tafelbergs. Genau dort sollte er hin.

Wieder jaulte er auf. Es hörte sich ungewöhnlich an. Als wollte er seinen fernen Auftraggeber um Verzeihung bitten oder ihn dazu verführen, ihn von diesem Auftrag zu entbinden.

Nichts dergleichen geschah.

Er mußte weiter.

Und er ging weiter.

Langsamer jetzt und tappend. Schritt für Schritt, den Kopf gesenkt, das dichte Fell noch immer gesträubt. Unter ihm lag das Tal. Hätte er den Kopf gedreht, so hätte er sogar die Oberfläche des Sees erkennen können, aber sein Sinnen und Trachten war nach vorn gerichtet, gegen den Berg.

Er befand sich jetzt am Fuß des Tafelbergs. Das Gras war hier beinahe völlig verschwunden. Nur Steine weit und breit, viele lose, die sich bei der geringsten Berührung in Bewegung setzten.

Der Wolf blieb stehen, als es nicht mehr weiterging. Wellenartig nebeneinander liegende Felsen versperrten den weiteren Weg. Dahinter baute sich der Berg auf, der doch nicht so glatt war, wie er

aus der Ferne ausgesehen hatte.
Auch diese Wand zeigte Vorsprünge, Risse und Mulden.
Das Tier stand davor. Den Kopf etwas erhoben, so daß er in die Höhe schauen konnte.
Es bewegte sich nichts. Niemand kam. Keiner wollte ihn töten, aber das Tier litt unter seiner Angst so deutlich, wie es jedes andere Lebewesen auch getan hätte.
Dann entdeckte er doch etwas.
Gar nicht mal weit von seinem Augenpaar entfernt war ein großes Zeichen in den Fels hineingehämmert worden. Ein Kreis, in dem sich zwei Dreiecke befanden, die ineinandergeschoben waren.
Das Tier konnte damit nichts anfangen, denn es kannte die Bedeutung dieses Zeichens nicht, aber es spürte mit einem sicheren Instinkt, daß er keinen Schritt mehr weitergehen mußte.
Das Zeichen lockte ihn.
Er sah nichts anderes mehr.
Und dann geschah es!
Für einen Moment erschien dort das Gesicht eines Menschen. Nur der Kopf, leicht zurückgelehnt, die Augen geschlossen, den Mund fest zugedrückt, wie ein Toter.
Im nächsten Augenblick glühten die Dreiecke in dem Kreis auf, als wären sie mit Blut erfüllt. Die Wand strahlte wie ein Ofen Hitze ab.
Das Tier kam nicht mehr weg. Der Boden, auf dem es stand, verwandelte sich innerhalb kürzester Zeit in eine heiße Platte, und somit nahm der schreckliche Tod des Wolfes seinen Lauf…

***

Er riß sein Maul noch weiter auf. Der klagende Schmerzlaut schaffte es nicht mehr, ins Freie zu gelangen, und so litt das Tier lautlos. Sein Fell sträubte sich noch mehr, als wollte es sich vom übrigen Körper ablösen.
Zugleich aber kroch etwas durch die Lücken des Fells, um wenig später in die Höhe zu steigen.
Es war dichter, grauer Rauch, der so eklig stank, als hätte jemand Fleisch auf einen zu heißen Grill gelegt, wo es innerhalb kürzester Zeit verkohlte.
Das traf auch zu. Die andere Kraft hatte dafür gesorgt. Der Wolf bekam nicht den Hauch einer Chance. Er stand auf dem Fleck, als hätte man ihn angenagelt, und er litt wahnsinnig unter den Qualen dieses furchtbaren magischen Feuers.
Es tobte in seinem Innern, aber es flackerte nicht. Es war die Glut der Hölle, die der Satan persönlich hervorgeholt hatte, um eine Kreatur auf seine Art und Weise zu vernichten.
Der Rauch blieb. Er fand überall seinen Weg und hüllte den

sterbenden Wolf nur kurz ein, denn der hier oben wehende Wind trieb ihn zumeist weg. Das Fell brannte mit nicht sichtbarer Flamme. Es veränderte sich nur und verlor seine gesunde braune Farbe. Es fiel zusammen, so daß die Reste aussahen, als wäre Asche dabei, vom noch existierenden Körper des Wolfs zu rieseln. Auch das Fell an seinem Kopf wurde in Mitleidenschaft gezogen. Es löste sich unter der immensen Hitzeeinwirkung ebenfalls auf, rieselte zu Boden, drückte die Augen des Tieres aus den Höhlen, und sorgte mit einem letzten Schub dafür, daß die noch bestehenden Reste endgültig abglitten.

Zurück blieb - ein Skelett!

Ein Knochengerüst aus Beinen, einer waagerecht liegenden Wirbelsäule, der Schnauze, dem Kopf, aber ohne einen Fetzen Haut und natürlich ohne Fell.

Noch einmal strömte die Hitze hinein.

Alle Knochen glühten auf. Es gab keinen Fleck, den dieser Hitzestoß nicht erreichte. Sekundenlang sah der Wolf aus wie ein Gemälde, dann brach er zusammen.

Dabei entstanden nur leise Geräusche, denn die unheimliche Glut hatte die Knochen von innen verkohlt.

Zurück blieb nur Asche, und die würde der Wind innerhalb kurzer Zeit weggeweht haben.

Der Felsen war wieder normal geworden. Kein Kreis, kein Gesicht. Er stand da wie ein starrer und unheimlicher Wächter, der das Land und das Tal unter sich unter Kontrolle hielt.

Auch der Mond war wieder zu sehen, weil die Wolken ihn freigegeben hatten.

Seine Sichel sah aus wie ein helles, blasses und zur Hälfte weggeschältes Auge, das trotz allem nichts mehr sehen würde, denn eine Spur des Wolfes gab es nicht mehr.

Über dem Land lag die Stille der Nacht.

***

Die Stille der Nacht blieb und der Wind ebenfalls. Aber auch die Gerüche, die nur für feine und empfindliche Nasen zu orten waren.

Die Frau, die sich dem Ort näherte, hatte so eine empfindliche Nase. Sie nahm auch den Rauchgeruch wahr, der sich noch nicht völlig verflüchtigt hatte.

Die Person war eine Sensation. Nicht richtig Mensch, nicht richtig Tier.

Sie war praktisch genau aufgeteilt.

Ein menschliches Gesicht mit dunklen Haaren, die auch durchaus heller sein konnten, aber in der Nacht wirkten sie eben dunkler. Die Haare umschmeichelten das Gesicht mit den sehr hellen Augen, deren Pupillen wie polierte Steine wirkten. Ein Körper, der sich kraftvoll,

aber eigentlich zu geschmeidig für einen Menschen bewegte. Die Kraft der Bewegungen schöpfte die Frau aus dem zweiten Teil des Körpers, der mit einem dichten Fell bewachsen war.

Fell wuchs auch an den Armen. Aber es endete dort, wo die Hände begannen, also dicht über den Gelenken. Schmale Hände mit langen Fingern, aber Füße, die keine waren, sondern kräftige Pranken, deren gebogene Krallen sich bei jedem Schritt im Erdboden festkrallten. Die »Frau« war eine Mutation, ein Wunder der Natur, die diese aus einer Laune heraus erschaffen hatte. Sie war einmalig, sie war sich dessen durchaus bewußt. Sie verstand es, mit ihrer Kraft umzugehen und sie in die richtigen Kanäle zu leiten, denn am Ende dieser Kanäle, die sie leider noch nicht erreicht hatte, stand die Macht.

Macht über viele.

Über Menschen, aber auch über andere Geschöpfe, die zwar in ihren Reigen hineingepaßt hätten, aber trotzdem anders aussahen, denn sie fühlte sich zu einer anderen Gruppe hingezogen, den Werwölfen.

Und sie hatten einen Namen.

Einen menschlichen, denn den hatte sie behalten. Sie hieß Morgana Layton und sie war halb Wolf und halb Frau.

Mal Frau - mal Wölfin!

Sie konnte wechseln, was sie auch tat. Oft genug mischte sich Morgana als normaler Mensch unter die Menschen, da fühlte sie sich auch wie ein Mensch, und sie war durch nichts von all den anderen zu unterscheiden.

Doch zu bestimmten Zeiten mußte sie einfach die Metamorphose durchleben und hinein in die andere Phase gleiten, da war sie dann die Wölfin, verfügte über magische Kräfte, die ihr der Vollmond verlieh.

In dieser Nacht hatte sich Morgana für ein Zwitterdasein entschieden, mit menschlichem Gesicht, dem Fell auf dem Körper, und den menschlichen Händen. Ihre Gedanken kreisten, einzig und allein um das Wesen, das den gleichen Weg vor einiger Zeit gegangen war und einen bestimmten Geruch hinterlassen hatte.

Rauch…

Verbranntes - Asche…

Morgana Layton war nicht dumm. Sie konnte sich sehr schnell gewisse Dinge zusammenreimen. Nur hätte sie sich damit nicht zufriedengegeben, denn sie brauchte einen Beweis, und sie wollte zusätzlich feststellen, ob die Feinde ihr eine Falle aufgebaut hatten.

Vor ihr lag der Berg.

Ein magischer Ort. Eine Wand, die wie eine Figur in der Landschaft stand, als wäre sie aus einer Laune heraus von einem höheren Wesen geschaffen worden.

Morgana Layton hatte längst herausgefunden, daß es die magischen

Orte in allen Teilen der Welt gab. Auf allen Erdteilen, in den einzelnen Ländern, und einige von ihnen standen an sehr exponierter Stelle, wie dieser Tafelberg eben, wobei die normalen Menschen kaum über ihre Funktion Bescheid wußten.

Oft genug gab es Gerüchte oder Geschichten über diese Orte. Was wirklich dahintersteckte, wußten nur die wenigsten. Zudem gab es kaum Menschen, die dazu einen Zugang hatten. Da fehlte ihnen einfach der Schlüssel. Ihn zu besitzen, bedeutete gleichzeitig auch Wissen.

Wer hatte das schon?

Damit hätte Morgana Layton eigentlich zufrieden sein müssen. Sie war es trotzdem nicht. Es lag an der Magie des Ortes und an seiner Kraft, mit der sie nicht zurechtkam. Die Werwölfin war nicht in der Lage, diese Kraft so zu kanalisieren, daß sie einzig und allein für sie reichte. Da mußte es noch etwas anderes geben, und darüber wollte sie sich genau informieren.

Sie hatte einen Diener vorgeschickt. Einen der niedrigen Wölfe. Ein Opfer, das tatsächlich zu einem solchen geworden war, da brauchte sie nur den Geruch wahrzunehmen, um erkennen zu können, daß ihr Geschöpf nicht mehr war.

Es interessierte sie nicht besonders. Morgana wollte etwas ganz anderes herausfinden.

Es stand fest, daß es in dieser Einsamkeit des schottischen Hochlandes einen magischen Ort gab. Das war für sie kaum etwas Besonderes, nur verstand sie nicht, warum dieser magische Kraftpunkt ausgerechnet auf Werwölfe eine so große Anziehungskraft ausübte. Damit kam sie nicht zurecht. Da lief etwas in eine Richtung, die ihr nicht gefiel. Natürlich dachte sie an eine Falle, auf der anderen Seite aber siegte die Neugierde, und Fenris, der Götterwolf, derjenige, der sich im Hintergrund hielt und sich oft genug nur als Schatten abzeichnete, hatte sie nicht grundlos losgeschickt. Morgana Layton traute sich zu, auch einer Falle zu entgehen.

Anziehungspunkt und Mordstätte!

So mußte es einfach sein, und ihrer Meinung nach steckte dahinter ein mächtiger Feind.

Immer wenn sie an ihn dachte, begannen ihre Augen noch heller zu leuchten. Da sah das Gelb darin dann aus wie kaltes Laternenlicht, in dem selbst die Pupillen verschwanden.

Es waren keine Feinde, sondern schon Todfeinde. Daran mußte sie immer denken, und wieder spürte sie den kalten Schauer auf ihrem Gesicht, denn der Feind oder die Feinde hatten einen Namen. Vampire!

Sie waren ebenso schrecklich wie die Werwölfe. Sie besaßen sogar eine gemeinsame Abstammung, obwohl die Werwölfe für sich in

Anspruch nahmen, älter zu sein. Ihnen gehörte die Macht, aber die Vampire dachten ebenso, und keine Gruppe wollte nachgeben.

Man einigte sich nicht, man bekämpfte sich eben, und niemand wollte aufgeben.

Morgana erst recht nicht. Sie haßte die blutsaugenden Untoten, die ebenfalls einen Führer hatten, der für Werwölfe in einer eigenen Welt, der Vampirwelt, lebte.

Will Mallmann, ein ehemaliger Mensch, jetzt Anführer der Vampire, der sich selbst den Namen Dracula II gegeben hatte und den Blutstein als Abwehrwaffe besaß, war dieser mächtige Feind, der immer wieder mal zuschlug, um den Wölfen eine Niederlage zu bereiten.

Umgekehrt war es auch so.

Geriet ein Vampir in die Nähe der Wölfe, war er verloren. So tobte der Kampf hin und her, und keine der beiden Gruppen konnte sich als Sieger fühlen, obwohl die Vampire schon Vorteile auf ihrer Seite hatten, denn sie konnten sich zurück in die Vampirwelt ziehen, was die Werwölfe nicht schafften.

Morgana Layton wußte nicht genau, weshalb sie sich dem magischen Ort näherte. Aber die Wölfin hatte den Ruf genau verstanden. Sie wußte sehr gut, daß sie und ihre Artgenossen zu einer bestimmten Stelle gelockt werden sollten, wo eben etwas Bestimmtes auf sie wartete. Aber wer?

Der Rauch verflüchtigte sich immer weiter. Hier hatte es gebrannt, hier war der Wolf verbrannt. Der Geruch wies deutlich darauf hin. So wie er rochen nicht die Rückstände eines normalen Holzes, da mußten schon Fell und Haut einem Feuer zum Opfer gefallen sein.

Sie blieb stehen.

Eine Anstrengung war ihr nicht anzumerken, obwohl sie nicht eben langsam gegangen war. Jetzt aber stand sie im Schatten dieses mächtigen Tafelbergs, der aussah wie ein Stück Mauer, das zwei verschiedene Welten trennte.

Sie schaute noch. Ihr Gesicht schimmerte blaß in der Dunkelheit, und sie sah auch in den dunklen Himmel, wo sich die Wolken in mächtigen Formationen bewegten, sich dabei ziemlich oft gegen die Mondsichel schoben und sie erst nach einer Weile wieder freigaben.

Auf der Erde wurde es trotzdem nicht heller. Dafür war die Lichtquelle einfach zu schwach.

Morgana senkte ihren Kopf wieder. Langsam, nur nichts überstürzen. Sie suchte den Boden ab. Dabei fiel ihr der düstere Schatten des Berges auf, der in dieser Umgebung alles unter Kontrolle hielt. Sosehr sie sich anstrengte, von ihrem Boten sah sie keinen Rest mehr. Nicht einen kleinen Knochen, nicht ein Fellhaar oder einen Fetzen der Haut. Einfach nichts mehr.

Aber er war hier gewesen, und es lag noch nicht lange zurück. Und

er war nicht der erste gewesen, den sie losgeschickt und auch geopfert hatte.

Nicht der erste.

Die Anziehungskraft war geblieben. Die Lockung. Man lockte die Werwölfe an diesen Ort, und sie konnten sich kaum dagegen wehren.

Auch Morgana hatte den Lockruf vernommen. Er war wie ein Geruch gewesen, auch vergleichbar mit einer Botschaft, aber keine Stimme im Kopf. Eigentlich war es nicht mehr als ein flüchtiger Gedanke, und trotzdem hatte sie einfach herkommen müssen. Eine Falle!

Sehr raffiniert aufgebaut, denn davon ging sie aus. Zudem eine Falle, die möglicherweise auch für sie tödlich sein konnte, obwohl sie daran nicht glauben wollte.

Sie war stark, sehr stark sogar. Hinter ihr stand der noch mächtigere Fenris.

Und doch wußte sie auch von der anderen Seite, daß diese ebenfalls nicht zu unterschätzen war. Wer das tat, hatte schon zu Beginn verloren, denn Dracula II war die große Vampirmacht. Und er stand nicht allein, denn an seiner Seite kämpfte die Vampirhexe Assunga.

Ebenso gefährlich, so gut wie unantastbar. Eine Feindin, die niemand unterschätzen sollte, die sich auf ihren magischen Mantel verließ.

Obwohl Morgana das Gesicht einer normalen Frau hatte, verhielt sie sich wie eine Wölfin. Sie hatte sich vorgebeugt und witterte. Sie suchte nach einem Gefahrenherd. Wenn sich die Todfeinde in der Nähe befanden, würde sie es auch herausfinden.

In diesem Fall gab es keine Spur. Für Morgana kein Kriterium. Sie wußte selbst, daß es andere und raffiniertere Methoden gab, um einen Feind auf die falsche Fährte zu locken.

Etwas stimmte in ihrer Nähe nicht. Alles wirkte völlig normal, aber es gab in dieser Normalität einen Riß. Die Lücke, in die sie hineingreifen mußte.

Sie mußte erst gefunden werden. Sie befand sich in der Nähe. Da lauerte etwas.

Die Falle stand offen…

Unter ihr lag das Tal. Eingepackt in einem Meer der Stille. Nichts drang zu ihr hoch. Wie sie erkennen konnte, gab es dort unten auch keine Bewegung. Der See schimmerte wie ein großes Auge, als wollte er alles beobachten.

Die nächsten Menschen lebten meilenweit entfernt. Am anderen, fernen Ufer des Sees standen einige Hütten. Nicht mal ein Dorf, nur eben zwei Gasthäuser, ein Geschäft, in dem es alles zu kaufen gab, denn die Urlauber, die sich in die Einsamkeit der Highlands verkrochen, wollten auf einen gewissen Komfort nun doch nicht verzichten. Und der große Laden führte alles, was sie brauchten.

Wenn es in dieser nun kühlen Maizeit überhaupt Gäste gab, dann

waren es ganz Mutige, denen es nichts ausmachte, von Regenschauern überrascht zu werden, wenn sie auf ihren Bergtouren waren. Im Winter hatte sowieso alles geschlossen.

Von daher drohte Morgana also keine Gefahr. In ihrer Nähe und dicht an der Wand sah es anders aus.

Sie schaute hin.

Die Wand war ein Berg, wie es keinen zweiten gab.

Wie hoch er vor ihr aufragte, konnte sie nicht einmal schätzen. Morgana wußte nur, daß es hier passiert war. An diesem Ort war ihr Bote in die Falle gelockt worden.

Sie versuchte verzweifelt, die andere Seite zu orten. Dabei wußte sie ganz genau, daß es etwas gab, aber es hielt sich zurück und schien den Zeitpunkt, wann es sich offenbaren würde, selbst zu bestimmen.

Die Wölfin überkam der Eindruck, daß dieser Stein eine ungewöhnliche Kühle abstrahlte. Auf ihrer Gesichtshaut spürte sie die Kälte wie eine trockene Wachsschicht.

Sie blieb stehen.

Dann drehte sie den Kopf.

Der Blick ihrer Werwolfsaugen fiel auf die Wand. Um sie anfassen zu können, brauchte sie nur einige Schritte zu gehen und auf das festgeklebte Geröll zu klettern, das sich vor dem Beginn der Wand aufgebaut hatte.

Sie sah nichts.

Noch nicht…

Bis zu dem Zeitpunkt, als sich in dem Gestein etwas abzeichnete. Wie aus dem Nichts entstand der Kreis. In ihn hinein schoben sich zwei Dreiecke, die sich auf raffinierte Weise miteinander verflochten, so daß ein Pentagramm zurückblieb.

In diesem Augenblick wußte Morgana, daß sie den beschwerlichen Weg nicht umsonst zurückgelegt hatte. Es gab den Ort der Magie, es gab den Ort der Lockung, der gerade auf Werwölfe einen so großen Reiz ausübte, von dem sie sich ebenfalls nicht ausschloß.

Sie schaute ihn sich an.

Ein Gesicht erschien und schob sich über das Dreieck. Es war das Gesicht eines Mannes, eines Toten. Nein, nicht nur das Gesicht konnte sie sehen. Sie erkannte jetzt, daß sie es mit einem Kopf zu tun hatte, der am Hals wie abgeschnitten wirkte.

Der Mann hatte dunkle Haare. Er sah grau aus. Bartschatten wuchsen auf seinen Wangen, das war genau zu sehen, als hätte man es ihr demonstrieren wollen.

Sie wußte nicht, was es bedeutete, aber die andere Kraft verstärkte sich immer mehr.

Morgana kannte sie.

Ein besonderes Fluidum erreichte sie. Nicht das eines Menschen,

sondern das Fluidum einer schwarzmagischen Gestalt.
Vampire!
Sie roch es.
Sie waren in der Nähe, und das Gesicht des Mannes wurde plötzlich in den Fels zurückgedrängt.
Dafür entstand ein anderes.
Das einer Frau.
Mallmanns Botin.
Die Vampirhexe Assunga starrte die Werwölfin Morgana Layton triumphierend an…

***

Weder Suko noch ich hatten den Prototypen der neuen Rasse angegriffen oder erschossen, wir waren beide zu überrascht gewesen und hatten Cursano deshalb am Leben gelassen. Wobei nicht mal sicher gewesen wäre, ob eine geweihte Silberkugel bei ihm etwas ausgerichtet hätte.
Wir hatten alles hingenommen. Am liebsten wäre es mir gewesen, jemand hätte die Zeit gestoppt, damit wir uns nur um dieses Geschöpf kümmern konnten, aber das war nicht möglich. Wir hatten mit ihm einen Pakt geschlossen, und er war darauf eingegangen. Cursano sollte sich nicht unbedingt den anderen Menschen zeigen und sich so lange versteckt halten, bis wir für ihn Zeit hatten.
Allerdings hatte er uns gedrängt. Von einer Reise gesprochen und davon, daß es zu einer gewaltigen Auseinandersetzung kommen könnte.
Uns war nichts anderes übriggeblieben, als ihm zu glauben. Während ich sehr lange mit meinem Chef, Sir James, in London telefonierte und ihm die Sache klarlegte, kümmerten sich Suko und Bill um Marion und Melvin Kline, die zum Glück dank unseres Eingreifens mit dem Leben davongekommen waren. Gerade Marion hätte sich Cursano gern als Beute geholt. Wir wußten auch von ihm, daß seine Arbeit hier in der Umgebung beendet war und kein Blut mehr aus dem Boden schießen würde. Oder was immer es auch gewesen sein mochte, denn die gesamte Umgebung hier war im Altertum ein Ort für Dämonen und deren Diener gewesen, die schließlich hier begraben worden waren, zusammen mit anderen Menschen. Ihr Blut hatte sich in der Erde gesammelt und war erst durch die magische Kunst eines Cursano ins Freie gelangt, um dann wie eine Fontäne himmelan zu stoßen, so daß jetzt die ewige Ruhe eingekehrt war.
Mit dieser Fontäne oder den Fontänen hatte alles begonnen. Durch Peter Grimes, einen Umweltbeauftragten der Regierung, waren wir erst auf diese Phänomene aufmerksam geworden. Er hatte Bill Conolly alarmiert, und der hatte sich an uns gewandt.

Wir waren zu dritt zu diesem besagten Ort gefahren und hatten die Blutfontäne selbst erleben müssen, wobei sich mein Kreuz plötzlich wie eine Wünschelrute verhalten hatte. Es war »ausgeschlagen«, ohne allerdings einen Glanz abzugeben, geschweige denn, sich zu erwärmen.

Dieses Rätsel hatte sich erst gelöst, als wir Cursano richtig kennenlernten, eine Person, die ich nur ungern als Mensch bezeichnete, wobei er sich auch nicht so sah. Aber er hatte vor Jahren einer gewissen Marion Kline einmal das Leben gerettet; er hatte sie als Kind aus dem Sumpf gezogen.

Jetzt war er zurückgekehrt, um sie zu holen. Ob sich der Unhold in die Schöne verliebt hatte, oder welche Gründe ihn dazu bewegt hatten, mit ihr in den Sumpf zu steigen, das wußten wir nicht. Für uns war allein wichtig, daß wir Marion hatten retten können, aber Cursano gab es noch immer, und das hatte seinen Grund.

Er hatte uns gebeten, ihn nicht zu erschießen, denn er war der Prototyp der neuen Rasse.

Was sich beinahe wie eine Utopie oder zum Lachen anhörte, war für uns zu einem Problem geworden, denn Cursano, der Mann mit dem kahlen Schädel, dem dunklen Mantel, der verzogenen Nase und den baumwurzelartigen Händen hatte recht behalten. Er, das neue Geschöpf. Er war eine Mischung aus Mensch und Natur, denn ein sehr Mächtiger hatte ihn so nach seinen Vorstellungen erschaffen.

Und diesen Mächtigen kannten wir. Es war kein geringerer als Mandragore, den wir gern als einen Umweltdämon bezeichneten. Man konnte zu Mandragoro stehen, wie man wollte. Auf der einen Seite mußten wir ihn als einen Feind ansehen, auf der anderen aber brachten wir für ihn sogar Verständnis auf, wenn ich davon ausging, wie manche Menschen ihre Umwelt rücksichtslos zerstörten. Da bildete Mandragoro das Gegengewicht. Er gehörte nicht zu denjenigen, die einfach nur zuschauten, er tat auch etwas, und seine Methoden waren nicht eben rücksichtsvoll, das hatte ich in der letzten Zeit des öfteren erlebt.

Bei ihm gab es Tote. Er ging dabei über Leichen, was bei mir natürlich Magenschmerzen hinterließ. Aber er ließ uns in Ruhe, obwohl wir auf verschiedenen Seiten standen. Allerdings wußte er auch, daß wir auf einer gewissen Ebene einen Kampf führten, bei dem es zwischen ihm und uns einige Gemeinsamkeiten gab.

Mit Cursano hatte er einen Joker ins Spiel geschickt.

Eine neue, gefährliche und auch mächtige Figur, die keinesfalls auf unserer Seite stehen und deshalb auch nie zu einem Partner werden konnte, aber seine Erklärung über die Herkunft hatte uns schon stutzig werden lassen, und so hatten wir ihn nicht erschossen.

Das alles erklärte ich meinem Chef und noch einiges mehr, denn der

Rover war durch einen Steinschlag zerstört worden, er wollte aber dafür sorgen, daß der Rover abgeholt und notfalls ausgetauscht wurde.

Ansonsten hätten wir uns auch einen Leihwagen besorgen können.

»Und was diese Gestalt vorhat, wissen Sie nicht, John?«

»Nein, aber wir werden es erfahren.«

»Wann?«

»Heute noch.«

»Sie informieren mich, John?«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Noch eine Frage.« Ich hörte meinen Chef schwer atmen. »Sie haben da von einer neuen Rasse gesprochen, auf die sich Mandragoro spezialisiert hat. Glauben Sie, daß noch mehr dieser Personen hergestellt worden sind?« Ihm gefiel die eigene Wortwahl nicht, das entnahm ich deutlich seinem Räuspern.

»Nein, Sir, darüber denke ich anders, denn Cursana selbst hat sich als einen Prototypen bezeichnet.«

»Der schon eine Weile existiert.«

»Einige Jahre.«

»Dann hat Mandragoro nicht weitergemacht.«

»Das scheint mir auch so. Verlassen möchte ich mich darauf nicht, ehrlich gesagt.«

»Und Sie hatten keinen Kontakt mit Mandragoro?«

»In diesem Fall nicht.«

»Hm. Wo befindet er sich jetzt?«

Obwohl das Gespräch ernst ablief, mußte ich lachen. »Er wartet zusammen mit Suko in unserem demolierten Wagen. Wir werden ihn gemeinsam befragen und auch herausfinden, ob er geblufft hat.«

»Ja, tun Sie das. Und geben Sie auf sich acht.«

»Ganz bestimmt, Sir.«

Ich hatte von meinem Handy aus gesprochen, schaltete es nun aus und steckte es weg.

Bevor ich mich umdrehte, warf ich noch einen Blick über das Moor hinweg, an dessen Rand ich stand. Wie harmlos doch dieser Sumpf vor mir lag. Eine braungrüne Fläche, ohne Wellen, auf der Blüten, Blätter und Plankton schwammen, wobei dicht unter der Oberfläche, im trüben Wasser, noch zahlreiche Algen trieben und der Boden von einer saugenden Schlammschicht bedeckt war, die Melvin Kline beinahe zum Verhängnis geworden wäre. Unter großen Mühen und im letzten Augenblick hatte ich ihn aus dieser tödlichen Falle hervorziehen können.

Suko saß nicht im Rover. Er stand bei den Klines und drängte Vater und Tochter wieder in Marions BMW. Sie sollten wegfahren, denn für sie war der Horror beendet, so hoffte Suko zumindest.

Beide kamen auch seinem Wunsch nach, wobei Klines Auto stehenblieb.

Er konnte es später holen.

Suko schaute mich an und blies seine Wangen auf. Dann stieß er die Luft hervor, ein Zeichen, daß er erleichtert war. »Man hat schon seine Probleme«, gab er zu.

»Wieso?«

»Zuerst wollten sie nicht von hier verschwinden, aber ich habe sie entsprechend überzeugen können.«

»Sehr gut.«

»Und was hat es bei dir gegeben?«

»Alles klar. Sir James hat uns freie Hand gelassen. Wir können loslegen.«

»Wie das?«

Ich deutete auf den Rover. »Na ja, unser Freund wird wohl etwas berichten wollen. Zumindest hat er auf mich den Eindruck gemacht. Lassen wir ihn reden und entscheiden wir uns nach seinem Bericht. Mehr kann ich auch nicht sagen.«

»Das geht in Ordnung.«

Cursano wartete auf uns im Wagen. Er hatte seinen Platz auf der Rückbank gefunden und schaute durch die zerstörte Glasscheibe nach draußen. Er bewegte sich nicht, und so konnten wir sein ungewöhnliches Gesicht erkennen.

Ich grübelte noch immer darüber nach, ob ich es als menschlich ansehen sollte. Es sah menschlich aus, wenn ich die Form betrachtete, aber die Haut war anders. Grauer, schattiger. Hinzu kamen die ungewöhnlichen Augen, in denen ein Licht wie eingezeichnet stand, das als der böse Blick bezeichnet werden konnte.

Augen ohne Gnade, so mußte man sie sehen, aber sie würden uns kaum Furcht einjagen.

In der Dunkelheit mochten sie heller glänzen. Zu diesem Zeitpunkt wirkten sie beinahe schon normal.

Mein Kreuz bewegte sich nicht mehr. Das hatte mich unwahrscheinlich gestört, denn ausgerechnet mein Talisman, der fremd geleitet wurde, und ich hatte nichts dagegen tun können.

»Wer soll ich neben ihn setzen?« fragte Suko leise.

»Tust du es freiwillig?«

»Nein, diesmal nicht. Das überlasse ich dir. Es reicht mir, wenn ich euch vom Vordersitz aus beobachte.«

»Einverstanden.«

Cursano drehte nur kurz den Kopf, als ich die Tür öffnete und mich in das verbeulte Fahrzeug zwängte. Neben ihm ließ ich mich nieder. Wir waren jetzt sehr nahe beisammen, und ich nahm auch seinen Geruch wahr, der mit dem eines Menschen kaum eine Ähnlichkeit

aufwies, es sei denn, dieser Mensch hätte sich lange Zeit in der freien Natur, in einem Wald, aufgehalten.

»Wir sind gespannt«, sagte ich.

Cursano lächelte. Er bewegte dabei seine Hände und erregte dadurch auch meine Aufmerksamkeit. Die Finger glichen wirklich starken, dehnbaren Baumwurzeln. Es gab an ihren Enden auch keine Nägel, etwas faserig liefen sie aus. Seinen Körper sahen wir nicht, da ihn der dunkle Stoff des Mantels verdeckte. Ich hätte ihn gern gesehen, denn Mandragora hatte ihn nach seinen Vorstellungen erschaffen. Vielleicht würden wir da noch mehr erfahren.

Da er nicht redete, übernahm ich das Wort. »Wir sind deiner Bitte nachgekommen und haben dich nicht getötet, verletzt oder was auch immer. Du bist uns etwas schuldig, denn wir gingen auf deinen Handel ein. Und jetzt, Cursano, wollen wir die gesamte Wahrheit hören.«

Er nickte. »Das werdet ihr«, sagte er. Er hatte zwar eine menschliche Stimme, ihr Klang aber war irgendwie anders. Sehr rauh, möglicherweise von einem leichten Röcheln begleitet. »Ihr werdet euch wundern und mir später dankbar sein.«

»Das wird sich alles noch herausstellen«, sagte Suko. »Am besten ist es, wenn du anfängst…«

***

Morgana Layton war automatisch zwei Schritte zurückgetreten. Sie war schon auf eine Überraschung gefaßt gewesen, aber nicht auf eine derartig harte und brutale, und sie wußte auch, daß ihre Karten nicht nur aus Trümpfen bestanden.

Assunga war mächtig, das wußte sie. Auch wenn ihr nicht ganz klar war, wie sie deren Macht genau einschätzen sollte. Aber hinter ihr existierte eine andere Macht, und die gab ihr Rückendeckung.

Mallmann, der Supervampir. Das Geschöpf mit dem Blutstein, der ihn fast unbesiegbar machte.

Die Werwölfe wußten dies, andere ebenfalls, aber die Wölfe hatten den Kampf trotzdem nicht aufgeben wollen. Die Vampire dachten ebenso. Es war schon zu Scharmützeln zwischen ihnen gekommen, nun aber schien diese Auseinandersetzung eine neue Dimension erreicht zu haben. Da war die Gewalt zunächst in den Hintergrund gedrängt worden. Aber das Bekenntnis der Macht sah Morgana vor sich.

Assunga lächelte sie aus dem Kreis hervor an. Sie war eine schöne Frau, eine interessante Hexe vom Gesicht her, daran gab es nicht den geringsten Zweifel. Ein ebenmäßiges Gesicht. Klare Augen, eine glatte Haut und Haare, die rötlich schimmerten.

Aber sie trank auch Blut. Sie war gierig, und sie gehörte zu den

Geschöpfen der Nacht, wie auch Morgana.

Assunga lächelte mit geschlossenem Mund. »Du bist gekommen«, flüsterte sie. »Du bist gekommen, weil du kommen mußtest. Hast du das nicht gespürt, Morgana?«

Die Werwölfin schwieg. Assunga hatte recht, und Morgana fühlte sich durch deren Worte in die Defensive gedrängt, was ihr ebenfalls nicht paßte. Das kannte sie nicht, hier aber hatte sie der Lockung nicht widerstehen können. Ihre Neugierde war einfach zu groß gewesen, und es hatte ihr auch nichts gebracht, daß sie zuerst einen Boten vorgeschickt hatte.

»Warum schweigst du?«

»Weil ich nachdenke.«

Assunga lachte sie aus dem Kreis heraus an. »Nein, du denkst nicht richtig nach, das spüre ich. Du kommst nicht darüber hinweg, daß wir mächtiger sind als du. So etwas mußt du dir eingestehen, und ich weiß, wie schwer das ist.«

»Es wird sich noch herausstellen.«

»Irrtum. Es hat sich schon herausgestellt, denn du bist zu mir gekommen, nicht ich zu dir. Es war die perfekte Lockung, meine Freundin. Es war wie ein magischer Duftstoff, dem du ebensowenig entkommen konntest wie deine Kreatur.«

»Was geschah mit ihr?«

»Sie verbrannte«, erklärte die Hexe. »Sie war ja nicht wichtig. Ich spürte, daß ihr jemand folgen würde, und ich habe mich nicht geirrt, denn jetzt stehst du vor mir.«

»Dann war es eine Falle?«

»Wie schön, daß du es merkst. Es ist die Falle für euch. Ihr seid auf sie reingefallen, weil eure Gier größer war als eure Vorsicht. Wir haben natürlich lange gebraucht, um die Falle aufzubauen, aber letztendlich hat sich das Warten gelohnt. Wir haben dich, Morgana. Wir haben dich endlich gekriegt.«

»Nein, nein!« Die menschliche Werwölfin schüttelte den Kopf. »Ihr habt mich nicht. Ich bin hier, und du bist…«

»Ganz nah und trotzdem weit. Der Felsen ist die Brücke, er ist der Tunnel, er ist ein Ort der starken magischen Kraft. Er kann auch dich verbrennen, wenn ich will, und ich überlege mir, ob ich dich nicht lieber als Asche sehen möchte.«

»Wo ist das Feuer, Assunga?«

»Möchtest du es spüren?«

Morgana hatte die hinterlistige Frage durchaus verstanden. Sie zögerte mit der Antwort, aber sie zögerte einen Moment zu lange, denn plötzlich glühten die Umrisse des Kreises und auch die des innen liegenden Pentagramms in einem düsteren Rot auf. Assunga war von diesen Glutbalken umgeben, die quer durch ihr Gesicht liefen wie

breite Striemen, und den Hitzeschock bekam Morgana Layton im selben Augenblick mit. Der Boden unter ihren Füßen war zu einer Glutplatte geworden. Sie hätte beinahe wild aufgeschrien, riß sich jedoch im letzten Moment zusammen und schaffte aus dem Stand heraus einen gewaltigen Sprung nach hinten. Die Wucht katapultierte sie durch die Luft, in der sie sich zusammenrollte, um beim Aufprall so wenig Widerstand wie möglich zu bieten.

Sie schlug auf der harten Erde auf und rollte den Abhang hinab.

Aus ihrem Mund drangen schrille Schreie. Die Glut verfolgte sie. Sie stieg von den Füßen her durch ihren Körper. Die Schreie waren furchtbar. Es konnte nicht einmal genau gesagt werden, ob sie von einem Menschen oder von einem Tier stammten. Irgendwo dazwischen trafen sie sich.

Sie rollte weiter und bekam jede Unebenheit des Bodens mit, der ihren brennenden Körper malträtierte. Vergessen war ihr Vorhaben, vergessen war Assunga, vergessen waren die Vampire, und vergessen war auch Dracula II. Sie mußte sich eingestehen, eine schwere Niederlage erlitten zu haben. Hätte sie nicht so schnell reagiert, hätte sie das gleiche Schicksal erlitten wie ihr Kundschafter.

So aber rollte sie noch den Hang hinab, der für sie kein Ende zu haben schien. Sie schlug dabei mit dem Gesicht ebenso auf wie mit dem übrigen Körper. Ihre Hände bewegten sich hektisch. Die Fingernägel brachen ihr ab, und eine weitere Lohe jagte durch ihren Körper. Es war die Flamme der Wut und des Hasses, die sie malträtierte, ihr aber auch klarmachte, daß es dabei bleiben würde, und sie ihren Haß nicht ausleben konnte.

Während der Rutschpartie drehte sich die Gestalt einige Male um die eigene Achse. Ihre Beine schwangen aus, sie prallten gegen ein Hindernis, in dem sie sich verhakten.

Es war ein sperriger Busch, der sie auffing und rettete.

Morgana Layton blieb liegen.

Alles war vorbei. Sie lebte. Wie ein Wurm lag sie auf dem kalten Boden, hob aber den Kopf an und sah hoch über sich den Schatten des Felsens.

Dort hatte sich Assunga gezeigt.

Nun war sie verschwunden.

Der Kreis, ihr Gesicht und auch das Pentagramm schienen in das Gestein eingetaucht zu sein.

Morgana lag auf dem Boden wie eine Verliererin. Die Hitzewellen strömten noch immer durch ihren Körper. An den Füßen war sie zuerst erwischt worden. Auch dort brannte es. Sie mußte nachschauen.

Deshalb drehte sie sich zur Seite und zog die Beine an.

Viel war nicht zu sehen, aber zu riechen. Der Gestank von

verkohltem und verbranntem Fell peinigten ihre Nase. Eine Sekunde länger vor Assunga zu stehen, hätte den Tod bedeutet.

Aber sie lebte.

Sie war entkommen.

Und in ihrem Innern loderte die Flamme des Hasses und der Rache. So schnell gaben die Wölfe nicht auf, und vor allen Dingen nicht sie, Morgana Layton.

Zuvor aber würde sie ihre Wunden lecken müssen, um danach der Wand einen erneuten Besuch abzustatten…

***

Was ist ein Geomantologe?

Ich hatte es nicht genau gewußt, bis mir Cursano über den Weg gelaufen war. Er, das Geschöpf Mandragoros, nannte sich so, denn er glaubte daran, die Erde sei ein lebender Organismus, durchzogen von Kraftlinien. Die Kreuzungspunkte dieser geheimnisvollen Meridiane stellten die Orte der Kraft nach und konnten durch bestimmte Hilfsmittel aufgespürt werden, mit Wünschelruten, zum Beispiel.

Damit »arbeitete« auch Cursano. Nur brauchte er sich keine dieser Gabeln oder Ruten zu schnitzen, er war bereits eine lebende Wünschelrute, da genügte ein Blick auf seine holzigwurzeligen Hände, die diese Aufgabe übernahmen.

Es gab tatsächlich immer wieder etwas Neues, um das wir uns zu kümmern hatten, und beide hörten wir den Ausführungen des seltsamen Geschöpfes gespannt zu.

Für ihn waren die Orte der Kraft wichtig. Ich oder auch Suko interpretierten sie anders. Wir konnten uns auch transzendentale Tore vorstellen, Stellen nämlich, durch die jemand in andere Reiche und Dimensionen gelangte. Denn damit hatten wir unsere Erfahrungen sammeln können. Ganz sicher waren wir allerdings nicht, denn das Feld, auf dem wir den Ausbruch des Blutes erlebt hatten, war kein solcher Ort gewesen.

Fasziniert beobachtete ich die Hände des Mannes, während er sprach.

Er hatte seine Arme halb erhoben, sie lagen ruhig. Im Gegensatz zu den Händen, die sich in einer ständigen Bewegung befanden, die im Prinzip nur für die Finger galt.

Mal kamen sie mir tatsächlich wie Wurzeln vor, dann erinnerten sie mich an helle, dicke Würmer, die aufeinander zuglitten und sich verknoteten, wenn sie sich berührten.

Wie ein Geflecht rang er seine Hände ineinander und löste sie auch nicht, denn er fühlte sich wohl. Seine Augen nahmen einen helleren Glanz an, je länger er sprach, aber er redete uns zu allgemein, da sich seine Sätze immer nur um ihn und Mandragoro drehten.

»Stop!« sagte ich und hatte das Wort kaum ausgesprochen, als ich

auch Sukos Nicken sah.
Er hörte tatsächlich auf. »Was ist los?«
»Ganz einfach«, begann ich. »Du hast uns versprochen, etwas zu zeigen oder uns irgendwo hinzuführen. Bisher hast du nur allgemein geredet, dazu hätten wir dich nicht gebraucht. Wir wollen von dir ein Ziel wissen. Einen genauen Ort, einen direkten Punkt, wo möglicherweise so etwas wie hier geschehen wird.«
Er schwieg.
Keiner von uns wußte, ob er nachdachte oder ich ihn mit der Forderung durcheinandergebracht hatte. Ich dachte auch an einen Bluff von seiner Seite her, aber ich merkte zugleich, daß von seinen Händen etwas ausstrahlen mußte, dem ich persönlich keinen Widerstand entgegensetzen konnte, denn es drang durch meine Kleidung und richtete sich zielsicher auf das Kreuz vor meiner Brust.
Eine Erwärmung trat nicht ein. Dafür aber die Bewegung, die ich schon kannte.
Mal schleuderte das Kreuz nach links, dann wieder nach rechts. Dabei versuchte es, sich hochkant zu steilem Ich bekam dabei den Druck des flachen Endes mit.
»Was soll das bedeuten, Cursano?«
»Wovon sprichst du?«
»Das weißt du ganz genau.« Ich brauchte nur einen Blick in seine Augen zu werfen, um feststellen zu können, daß er »magisch« aufgeheizt war.
Deshalb ging von ihm die Kraft aus, die auch mein Kreuz erreichte und es manipulierte.
»Dein Kreuz, nicht?«
»Stimmt.«
»Ich kenne es.« Er sprach und schaute mich dabei an, aber er sah mich trotzdem nicht richtig. Sein Blick war starr und irritierte mich. »Als mich Mandragoro zu seinem Freund machte, erzählte er mir viel. Er berichtete auch über dich und deine Freunde. Wir würden irgendwann einmal zusammentreffen, hat er mir gesagt. Er kannte dich, bevor du ihn je gesehen hast. Er sagte mir, daß ich mich vor dir in acht nehmen soll, denn du könntest sehr gefährlich werden.«
»Stimmt alles«, gab ich zu. »Aber was hat das mit der Manipulation meines Kreuzes zu tun?«
»Es ist meine Kraft.«
»Dann ist sie schon mehr als unfaßbar«, gab ich zu. »Denn ich schaffe es nicht, sie zu begreifen.«
Er streckte mir seine Hände entgegen. Die Finger waren ineinander verknotet, filigranes Wurzelwerk, das sich zu den Spitzen hin verjüngte.
»Durch sie?« fragte ich. »Ja.«

»Das sind nicht die Hände eines Menschen.«
»Auch ich bin kein richtiger Mensch.«
»Was sind sie?«
Der breite Mund zeigte ein Lächeln. Cursano schien sich selig in seine Erinnerung hinein zu versenken, und seine Antwort sprach er nur halblaut aus. »Sie bestehen aus der Alraune. Aus dieser geheimnisvollen Wurzel, die eigentlich aussieht wie ein Puppenbalg. Sie war schon vor Tausenden von Jahren bekannt. Man wußte um ihre Kraft, und sie wurde sogar als Hausgott eingesetzt. Sie versprach seinem Besitzer Reichtum und Glück. Aber nicht jeder Alraune war auch eine echte. Ich weiß es, denn ich gehöre zu den Auserwählten.«
»Dann steckt in ihr die Kraft des Mandragoro«, sagte ich, denn ich hatte ihn gut verstanden.
»So ist es. Seine Macht, seine Kraft hat er auf mich übertragen. Auf meine Hände, die er aus der Alraune schuf. Sie sind ein Teil von ihm, durch seine Kraft kann ich sehen und auch die Orte der Kraft aufspüren, die sich auf der gesamten Welt verteilen. Ich bin jemand, der sie sucht und auch finden wird.«
Die nächste Frage stellte Suko. »Welche Macht hat die Alraune dann über Johns Kreuz?«
»Keine.«
»Tatsächlich?«
Und ich sagte: »Ich sehe das anders.«
»Sie hat keine Macht darüber, aber sie ist die beste Wünschelrute, die man sich vorstellen kann. Sie reagiert auf die oft versteckte und verborgene Magie hinter den Wänden oder im Boden. Sie kann eben die magischen Knotenpunkte aufspüren, und sie hat auch gemerkt, daß du etwas bei dir trägst, daß sie mir unbedingt zeigen will, denn sie reagiert auf die Kraft deines Kreuzes. Die Alraune reagiert auf viel. Man kann keine Trennung zwischen Gut und Böse oder einem positiven und einem negativen Wesen machen. Sie ist einfach da, und sie kommt dabei auch ihrer Bestimmung nach. Du darfst sie nicht als einen Feind ansehen. Nimm sie einfach hin.«
Ich ließ mir die Worte durch den Kopf gehen und nickte nach einer Weile.
Suko runzelte die Stirn. In seinen Blick hatte sich so etwas wie Mißtrauen eingeschlichen. Ihm kamen die Dinge nicht geheuer vor, denn eine derartige Manipulation des Kreuzes hatten wir beide noch nicht erlebt. Aber sie war nicht tragisch, denn die Kraft der Alraunenhände veränderte das Kreuz ja nicht. Sie nahmen ihm nicht seine Wirkung, sie verformten es nicht, sie schafften es nur von der Ruhelage in eine Bewegung hinein, die allmählich abflachte, wie ich genau spürte.
Ich stieß die Luft aus. Es fiel mir verdammt schwer, mich an diese

Neuigkeiten zu gewöhnen, aber ich nahm sie hin, und möglicherweise brachten sie uns auch ein Stück weiter. Bisher aber traten wir nur auf der Stelle.

»Gut«, faßte ich praktisch in dem einen Wort zusammen. »Damit wäre einiges geklärt. Ich nehme es auch hin, denn ich weiß, daß dem Kreuz keine direkte Gefahr droht, aber über den eigentlichen Sinn unserer Zusammenkunft haben wir kaum gesprochen.«

»Zudem ist unsere Zeit begrenzt!« fügte Suko noch hinzu. »Was willst du eigentlich, Cursano?«

»Ich muß weg.«

»Aber nicht ohne uns.«

Er bewegte seinen Kopf. »Ja, nicht ohne euch. Ich habe euch etwas versprochen, und ihr habt mir ein Versprechen gegeben. Wir werden uns beide auch weiterhin daran halten. Ich hatte sowieso vor, diese Gegend zu verlassen, aber jetzt wird es schneller gehen, denn ich möchte euch einen geheimnisvollen Ort zeigen, von dem nur wenige etwas wissen.«

»Wir hören«, sagte Suko.

Cursano senkte seine Stimme. Er sah zudem aus, als müßte er nachdenken und sich jedes Wort genau überlegen. »Dieser Ort liegt fern von hier, aber nicht zu fern. Wir werden nach Norden fahren müssen, hinein in das schottische Hochland. Hinein in die Einsamkeit, denn dort befindet sich die unheimliche Stätte.«

Ich blieb ebenso gelassen wie mein Freund Suko und sagte: »Okay, jetzt wissen schon etwas mehr. Was wird uns dort erwarten?«

Wir erhielten eine Antwort, über die wir beinahe laut gelacht hätten. »Viel Natur. Einsamkeit. Wälder, Berge und Seen. Nur wenige Menschen.«

»Ist das alles?« fragte Suko.

»Nein, denn dort wächst ein Felsen in die Höhe. Unter ihm treffen sich die magischen Meridiane, denn dieser tafeiartige Berg, den ich bisher nur in meinen Träumen sah, ist ein verwunschener und gleichzeitig verfluchter Ort.«

Das hörte sich alles ziemlich märchenhaft an. Fremde hätten darüber gelacht, aber wir hielten uns zurück, denn uns war wirklich so gut wie nichts fremd.

Suko war mißtrauischer als ich. »Stimmt das auch?«

»Wir spielen mit offenen Karten, nicht?«

»Das hoffe ich.«

»Dann müssen wir auch hin.«

Er runzelte die Stirn, was bei seiner Haut doch komisch aussah. Wie kleine, graue - Fleischrollen sah das Muster aus. Der Blick war wieder in die Ferne gerichtet, aber seine Augen leuchteten nicht mehr in dieser markanten Helligkeit.

»Nördlich von Stirling, das weiß ich. Aber ich kann keinen genauen Namen nennen.«
»Schön, wir fahren, dann durch die Gegend und hoffen…«
»Ich werde es finden!« unterbrach er Suko. »Ich weiß es. Meine Kraft wird mich leiten.«
»Und auf wen werden wir treffen?« fragte ich. »Willst du dort auch wieder eine junge Frau holen?«
»Nein, diesmal nicht. Ich wollte ihr nur zeigen, daß ich noch da bin. Ich habe sie ja schon einmal aus dem Sumpf geholt, aber dort oben erwartet uns etwas anderes.«
»Kein Blut, das aus der Erde kommt?«
Er schaute Suko nicht an, sondern schüttelte nur den Kopf. »Kein Blut«, flüsterte er. »Dafür etwas, das viel schlimmer, mächtiger und auch grausamer ist.«
»Du weißt wirklich nicht mehr?«
»Nein! Aber es drängt in mir. Allein würde ich es kaum schaffen, doch nun seid ihr bei mir, und so wird sich auch Mandragoros Prophezeiung erfüllen.«
»Wie lautet die?« fragte ich.
»Daß ich eines Tages Hilfe bekommen werde von Menschen, die mich hassen. So sagte er.«
»Spürst du denn unseren Haß?«
»Nicht mehr.«
»Dann ist ja alles klar«, sagte ich und nickte Suko zu. »Wir müssen uns um die Reisevorbereitungen kümmern.«
»Wie sieht das aus? Hast du bereits eine Vorstellung?«
»Ich denke an einen Flug bis Glasgow.«
»Mit ihm?«
»Sicher.«
»Als was denn, John? Als Gepäck oder als Passagier.«
»Nein, als Pilot«, antwortete ich und öffnete die Wagentür.

***

Morgana Layton lag noch immer verkrümmt auf dem Boden und teilweise im Griff des Gestrüpps. Sie konnte nicht sagen, wieviel Zeit vergangen war, aber der Schleier der Dunkelheit lag noch immer über dem Land, und nichts kündete die Morgendämmerung an.
Sie hatte verloren. Sie hatte Glück gehabt, daß sie noch lebte, aber sie wußte auch, daß sie beim nächstenmal vorsichtiger sein würde. Dort oben hatten ihr die Vampire eine Falle gebaut. Raffinierter ging es-nicht mehr, denn es war ihnen tatsächlich gelungen, sie in diese Falle hineinzulocken.
Mallmann und Assunga wollten die Macht. Als Vampire wollte sie auch über die Wölfe befehlen und gingen dabei über die Tatsache

hinweg, daß die Wölfe viel früher auf der Erde gewesen waren als die anderen Blutsauger.

Noch vor den Menschen…

Wenn fast alles in einem gewaltigen Krieg vergangen war und man die Lebewesen schon mit der Lupe suchen mußte, gab es doch eine Gruppe, die überlebt hatte.

Die Wölfe…

Daran dachte Morgana Layton, die sich zu den Menschen ebenso hingezogen fühlte wie zu den Werwölfen. Es gab ihr den Auftrieb, es gab ihr Mut, und sie würde sich nicht in die Flucht schlagen lassen, sondern weitermachen. Diese Niederlage war der Neubeginn, denn auch sie kannte Tricks und Mittel, um andere zu überlisten.

Durch Tritte und Drehungen befreite sie sich aus dem Gebüsch. Da vermied Morgana es, einen Blick auf den Tafelberg zu werfen. Jetzt waren ihre Füße wichtiger.

Zwar hatte sie normale Hände, die Füße jedoch ähnelten Pranken mit langen, gebogenen Nägeln, die unter der magischen Hitze entsetzlich gelitten hatten.

Sie fluchte darüber, denn dieses sichtbare Zeichen der Niederlage machte sie noch wütender.

Auf dem Boden sitzend winkelte sie die Beine so an, daß sie die Füße betrachten konnte.

Ein leiser Heullaut drang aus ihrem Mund, als sie bemerkte, daß das magische Feuer die Hornhaut unter ihren Füßen weggeätzt hatte. Das rohe Fleisch, an dem Fellreste klebten, war deutlich zu sehen.

Sie streckte die Beine wieder aus. Die Schmerzen waren noch da, aber sie ließen sich ertragen - wenn sie nicht mit den Füßen auftrat. Das mußte sie aber, denn fliegen konnte sie nicht.

Morgana Layton stellte sich hin. Der erste Kontakt war wie ein Tritt in das Höllenfeuer. Der Boden unter ihr schien zu brennen, und diese Flammen schössen hoch bis zu den Knien.

Das Frauengesicht verzog sich. Der Schmerz war kaum auszuhalten. Er zeichnete sich auf ihren Zügen ab, und Morganas Haß auf Assunga und deren Vampire wurde immer schlimmer. Sie würde sich rächen. Sie würde nicht verschwinden und auf eine günstige Gelegenheit warten.

Aber nicht hier am Hang. Sie wollte nach unten zum See, wo auch die Hütten standen, die ein gutes Versteck boten.

Der Plan stand fest. Er mußte nur noch durchgeführt werden, und das war das Schlimmste von allem.

Als müßten sie erst noch das Laufen lernen, so bewegte sie sich vor.

Dabei streckte sie die Arme zu den Seiten hin weg, denn auf dem unebenen Boden war es nicht einfach, das Gleichgewicht zu halten.

Jedes Auftreten ließ Glutwellen aufsteigen, aber sie hielt durch und

gab nicht auf.

Sehr steil war der Hang nicht. Er zog sich nur in die Länge. Morgana behielt stets den See im Auge. Seine Oberfläche war das jetzt lockende Ziel. Dort würde sie sich ausruhen und ihre malträtierten Füße kühlen können. Was dann geschah, war abzuwarten.

Einen kleinen Vorteil gab es schon. Morgana lief nicht mehr über den rauhen Boden hinweg. Jetzt schleiften ihre Füße durch das dichte Gras.

In der Nacht hatten die Halme einen feuchten Film bekommen, der die Füße kühlte.

Sie gewöhnte sich rasch daran.

Und mit jedem Schritt erhöhte sich bei der Wölfin die Sucht nach Rache.

Noch einmal ließ sie sich nicht locken, das stand fest.

Der hohe Himmel über ihr sah aus wie eine düstere Bühne, auf der nicht ein Scheinwerfer eingeschaltet war. Selbst die Silhouette des Götterwolfs Fenris zeichnete sich nicht in der Nähe des Mondes ab, wie sie es sonst erlebt hatte. Er hielt sich zurück, und sie wollte nicht daran glauben, daß er sie im Stich gelassen hatte.

Nein, so etwas tat Fenris nicht. Sie und er gehörten zusammen. Er hatte ihr die eigentliche Kraft gegeben. Nach seinen Regeln führte sie ihr Leben.

Das Gras wuchs dichter. Die Unterlage wurde weicher. Morgana befand sich fast auf einer Höhe mit dem Wasser des dunklen Sees, den andere als etwas größeren Teich bezeichnet hätten.

Rechts vor ihr lag der Wald. Dort hatte sich ihr Kundschafter versteckt gehabt. Ihn beachtete sie nicht. Sie würde sich in den Häusern am anderen Ufer verstecken.

Nach einigen Minuten hatte sie schließlich das Ufer erreicht. Hier war der Boden noch weicher geworden. In einigen Spurrillen hatte sich Wasser gesammelt.

Sie platschte hindurch.

Die Kälte war Balsam für ihre wunden Füße. Sie fühlte sich schmutzig, schaute auch auf ihre Hände, an denen der Dreck klebte, und plötzlich blieb sie stehen, weil sie im ufernahen Dickicht aus Schilf und Gras einen braunen Streifen entdeckt hatte. Zuerst kam sie mit ihm nicht zurecht, bis sie feststellte, daß es ein schmaler Steg war, der in den See hineinführte, was ihr sehr gelegen kam. Und genau dort schwamm ein Nachen, auf der kaum von Wellen gekräuselten Wasserfläche: Sie hatte ihn gesehen, und augenblicklich war eine Idee in ihrem Kopf entstanden.

Noch immer war in ihr der Drang vorhanden, die Füße zu kühlen. Aber sie brauchte nicht nur eine Abkühlung, sie mußte sich auch mal waschen.

In Ufernähe war das Wasser zu flach. Deshalb ging sie über den etwas erhöht liegenden Steg hinweg und kam sich wegen dieser Höhe auf eine bestimmte Art und Weise schutzlos vor. Es mochte auch daran liegen, daß sie mit einem Angriff ihrer Feinde rechnete. Es paßte eigentlich nicht zu ihnen, daß sie so einfach aufgaben. Assunga und Dracula II, auch wenn dieser sich im Hintergrund hielt, waren immer für eine Überraschung gut.

Am Ende des Stegs blieb sie stehen und betrachtete die etwas gekräuselte Wasserfläche. Auch sie kannte die zahlreichen Sagen und Legenden, die sich in Schottland erzählt wurden. Sie handelten zumeist von irgendwelchen Ungeheuren und Riesenfischen, die sich in irgendwelchen tiefen Seen verborgen hielten, wobei Loch Ness natürlich der berühmteste war. Jetzt wurde sogar über ihn und seinen Bewohner Nessie ein Film gedreht.

Dieser See war zu klein. Er war auch nicht tief genug und erinnerte mehr an einen Tümpel.

Das Boot war mit einem alten Tau am Stegbein befestigt. Auf dem Material hatte sich feuchtes Moos abgesetzt.

Der Knoten hatte sich im Laufe der Zeit festgezurrt. Mit den normalen Fingern würde sie schon große Mühe haben, ihn wieder zu lösen. Sie versuchte es trotzdem. Es klappte besser, als sie es sich vorgestellt hatte, denn das Tau war ziemlich dick.

Danach enterte sie den Nachen und trat sofort in die Pfütze hinein, die den gesamten Boden bedeckte. Da war das letzte Regenwasser nicht verdunstet, aber das Boot selbst war dicht. Sie fand auch eine Stange, mit der sie es bewegen konnte.

Den Steg selbst benutzte sie, um sich abzustoßen. Wie ein schwerfällig wirkendes Untier glitt der Nachen mit seiner Last auf den kleinen See hinaus.

Sie kam mit der Stange gut zurecht, tauchte sie immer wieder an den richtigen Stellen ein und konnte ihre Fahrt langsam fortsetzen. Sie würde später bis zum anderen Ufer rudern und dort das Boot verlassen, zuvor aber brauchte sie das Wasser.

Bevor sich Morgana auszog, schaute sie sich noch einmal um. Es war kaum zu glauben, daß eine Wölfin so handelte wie ein Mensch, aber sie war eben etwas Besonderes. Manchmal stand sie den Menschen näher, dann wieder den Bestien.

Das Gesicht und der Oberkörper zeigten sich menschlich. Nur die Beine hatten sich verwandelt. Über ihre Haut hinweg wuchs das dichte, dunkle Fell, während der Oberkörper genau die Straffheit einer jungen Frau zeigte.

Die Brüste standen zu den Seiten hin weg. Auf der hellen Haut zeichneten sich deutlich wie zwei große Kirschen die dunkleren Warzen ab. Das Haar floß bis auf die nackten Schultern, und Morgana

hängte ihre Kleidung über den Bootsrand.

Sie war nackt - und ab der Hüfte mit einem dichten Fell bedeckt, wobei das Fell an den Füßen keine gesunde Farbe zeigte. Es war aschgrau und wirkte verbrannt.

Morgana ließ sich Zeit. Sie wollte nicht als Wölfin in das Wasser steigen, sondern als Mensch. Ob die Kraft des Mondes für ihre Verwandlung zuständig war, das wußte sie selbst nicht genau. Jedenfalls hatte sie ihren Kopf erhoben, als sie nackt im Nachen mitten auf dem See stand, aber die Augen hielt sie offen, denn sie suchte die blasse Mondsichel.

Morgana Layton verfiel in eine tiefe Trance. Sie holte die Kraft der Umwandlung zum Teil aus sich selbst, und ein Zuschauer hätte gesehen, wie das dichte Fell an ihren Beinen, der Hüfte und dem unteren Teil des Rückens immer durchlässiger wurde, sich auch weiterhin verdünnte und schon die menschliche Haut durch die Lücken schimmerte.

Dabei sprach Morgana mit sich selbst. Nur hätte ihre Stimme nicht gehört werden können, weil sie in Gedanken mit sich redete und die uralte Beschwörungsformel sprach, die dafür sorgte, daß sie sich wieder rückverwandeln könnte.

Aus der Mutation wurde ein Mensch.

Ihr ging es gut.

Sie schaute auf die Füße.

Von den Verletzungen war nicht viel zu sehen, dennoch taten sie ihr weh und brannten auch etwas.

Morgana wandte sich der Backbordseite ihres Bootes zu, schaute noch für einen Moment gegen das schwarzgrüne Wasser, blickte dann in die Höhe, auch nach links und rechts, war zufrieden, und stieg vorsichtig in den kalten See.

Er war kalt, sogar sehr kalt, aber Morgana preßte die wieder normal gewordenen Lippen zusammen und ließ diese Kälte ohne ein Wort der Beschwerde über sich ergehen.

An dieser Stelle war das Gewässer relativ tief. Sie tauchte ein und spürte unter den Füßen keinen Grund. Bevor sie völlig im Wasser verschwand, streckte sie noch die Arme aus und ließ sich ein wenig später durch die dunkle Unterwasserwelt treiben.

Die Augen hielt Morgana Layton weit geöffnet, aber auch ihr war es nicht möglich, unter Wasser sehen zu können. Sie bewegte sich schwimmend durch ein dichtes geleeartiges Glas, beugte ihren Körper nach vorn und berührte mit den Händen den Grund. Dabei entfernte sie sich nie zu weit von ihrem Nachen, und sich mußte auch wieder Luft holen wie jeder Mensch.

Morgana tauchte auf.

Der Körper hatte sich längst an das kalte Naß gewöhnt. Sie fror nicht

einmal, als sie halb aus dem Wasser auftauchte.
Daß sie trotzdem fror, lag an etwas anderem. Sie wußte es selbst nicht genau, erreichte mit ein paar Schwimmbewegungen ihren Nachen und klammerte sich dort fest.
Dabei trat sie noch Wasser und beobachtete alles um sich herum.
Die Kälte blieb.
Sie drang aus dem Innern, und sie erreichte Morgana wie eine Warnung vor dem Unbekannten.
Ein Feind?
In ihrem Magen zog sich etwas zusammen, denn sie reagierte jetzt wie ein Mensch. Es war nicht unbedingt Angst. Morgana beschäftigte sich mehr mit dem Mißtrauen und auch mit der Frage, woher der Gegner auftauchen konnte. Und wenn er tatsächlich in der Nähe war, dann mußte es ein Vampir und kein Mensch sein, da Menschen sie nicht jagten, Vampire aber schon.
Dracula und Assunga lebten mit ihnen zusammen. Sie schafften es immer wieder, sich neue Diener zu holen.
Etwas strich kalt über die nassen Schultern hinweg. Der kühle Windhauch war von den Bergen her in das Tal geweht und spielte auch mit dem Wasser. Wellen rannen auf Morgana zu. Noch immer hielt sie sich am Nachen fest, während sie sich umschaute, denn sie mußte mit allem rechnen. Vor allen Dingen mit einer Beobachtung aus der Höhe.
Dort sah sie nur den dunklen Nachthimmel. Kein Blutsauger bewegte sich mit trägen Flügelschlägen zwischen Himmel und Wasser.
Doch ein Irrtum?
Morgana glaubte es nicht ganz. Sie kannte sich, und sie kannte auch ihre innere Uhr. Bei ihr stand der Wecker immer auf Warnung.
Außerdem hatte sie genügend Feinde.
Noch einmal wollte sie eintauchen. Ihre nassen Hände rutschten am Holz des Nachens ab. Der Körper glitt in das dunkle Wasser hinein, das über den wehenden Haaren zusammenschlug. Sie tauchte nicht tief, sondern blieb dicht unter der Oberfläche. Durch ihre träge anmutenden Bewegungen wirkte sie wie ein großer Fisch, der auf Beute lauerte.
Morgana Layton umschwamm den Nachen einmal. Er schaukelte plötzlich viel stärker, als ihre Arme aus dem Wasser fuhren und sie sich am Boot festzuklammern versuchte. So zog sich Morgana weiter in die Höhe, wollte sich gerade über die Bordwand schwingen, als sie etwas hörte.
Schwapp, schwapp…
Flügelschlagen.
Sie kletterte nicht in das Boot. Dafür blickte sie hoch. Im Bruchteil einer Sekunde weiteten sich die Augen der Werwölfin und schienen zu

starren Scheinwerfern zu werden.

Sie hatte diese riesige Fledermaus erkannt, die auf sie zujagte. Aus dem Schwarz stachen zwei weiße, spitze Zähne hervor. In ihrer Länge standen sie in einem völlig unkorrekten Verhältnis zur Größe des Kopfes, und Morgana wollte auf keinen Fall von diesen verdammten Hauern erwischt werden.

Sie ließ los, sackte ab und spürte, bevor noch das Wasser über ihr zusammenschlug, den harten Schlag an der Schulter, als der Rand einer Schwinge sie im letzten Moment noch erwischte…

***

Pfeilschnell schwamm die wieder zu einem Menschen gewordenen Werwölfin dem Grund entgegen. Die ausgestreckten Arme wühlten sich in den Schlamm.

Eine Wolke, noch dunkler als das Wasser, wurde in die Höhe geschwemmt und umhüllt Morgana. Sie dachte nach. Sie preßte dabei den Mund zusammen, bewegte nur ihre Beine.

Kein Blutsauger würde ihr in das Wasser folgen, da war sie im Vorteil.

Nur war sie kein Fisch. Sie mußte wieder auftauchen und Luft holen, und darauf wartete ihr Feind.

Er kreiste dicht über der Oberfläche. Das alles stellte sich Morgana vor.

Der Blutsauger würde sie entdeckten. Vielleicht konnte er sogar sehen, was bei einer normalen Fledermaus nicht der Fall war, denn sie reagierte nur auf Schallreflexionen. Bei einem derartigen Gegner wußte niemand, als was er sich normalerweise zeigte, denn viele zweibeinige und menschlich aussehende Blutsauger konnten sich in riesige Fledermäuse verwandeln. Deshalb mußte sie ihm so gut wie möglich die Sicht nehmen. Noch konnte sie sich für eine Weile in der Tiefe des Wassers halten. Mit beiden Händen rührten sie wieder den Schlamm auf dem Boden auf und produzierte die entsprechenden Wolken, die sich in alle Richtungen ausbreiteten, auch nach oben.

In ihrem Schutz stieg Morgana höher. Dabei schwamm sie sehr langsam, und sie versuchte, direkt in der Nähe des Nachens aufzutauchen, denn dort fand sie Schatten und Deckung.

Der Kopf durchstieß den Wasserspiegel. Wieder riß sie den Mund weit auf. Wie jeder Mensch holte sie Luft. Die Kälte merkte sie jetzt besonders deutlich; sie streifte ihre nackte Haut wie ein Schauer aus Eis, aber darauf achtete Morgana nicht, denn sie ließ sich wieder etwas sinken und veränderte auch leicht ihre liegende Haltung, so daß praktisch nur ihr Gesicht aus dem Wasser schaute, wobei die Wellen auch hin und wieder darüber hinweghuschten, den Mund bedeckten und ihr die Luft zum Atmen nahmen.

Sie wartete. An ihrer linken Schulter spürte sie den harten Widerstand des Nachens. Das rauhe Holz streifte über die Haut, denn das Boot bewegte sich immer wieder mit leichten, schaukelnden Stößen.

Obwohl ihr Blick in die Höhe ging, sie auch den Himmel sah, entdeckte sie ihren Feind nicht.

Natürlich war er nicht verschwunden. Er hatte sich zu einem Nervenkrieg entschlossen, und ein derartiger Vampir wäre für sie auch kein Problem gewesen, hätte sie sich in einer anderen Gestalt, in der der Wölfin gezeigt.

Mit ihren mächtigen Pranken hätte sie ihn in der Luft zerreißen können, so aber mußte sie vorsichtig sein. Als Mensch war sie verwundbarer.

Warten, lauern…

Noch kam er nicht.

Sie hörte auch nichts, weil die Ohren unter Wasser waren. In einer Lage wie ihrer geht das Zeitgefühl verloren. So wußte sie nicht, wie viele Sekunden oder Minuten vergangen waren, als sie sich dazu entschloß, das Heft in die Hand zu nehmen.

Sehr vorsichtig, wobei sie auch ein mögliches Plätschern und Klatschen vermeiden wollte, drückte Morgana ihren Körper hoch, wobei ihr auch der Auftrieb des Wassers half. Sie streckte ihren Arm aus, schleifte dabei an der Außenhaut des Kahns entlang, und es gelang ihr kurz danach, den Rand der Bordwand zu umfassen.

Für die Dauer einiger Sekunden blieb sie in dieser Stellung. Jetzt hätte der Blutsauger angreifen können, aber er tat es nicht. Dafür bewegte sich der Nachen stärker.

Das lag nicht an ihr!

Sie hatte daran nicht gezogen. Es war auch kein stärkerer Wellengang zu spüren gewesen, der Grund mußte ein völlig anderer gewesen sein.

Es lag an ihrem Todfeind. Er hatte sich den besten und raffiniertesten Landeplatz ausgesucht, den sie sich vorstellen konnte.

Das Versteck im Nachen!

Auf einmal wurden ihre Augen kalt wie Glas. Morgana freute sich über das Ergebnis. Auch für sie bedeutete eine erkannte Gefahr nur eine halbe Gefahr. Ob der Feind ihren Griff am Rand mitbekommen hatte, wußte sie nicht. Gehandelt hatte er jedenfalls nicht. Entweder hatte er wirklich nichts gesehen, oder er wartete nur ab.

Morgana überstürzte nichts. Auch die Kälte des Wassers machte ihr nichts aus. Sie war kaum noch zu spüren, weil sie sich auf andere Dinge konzentrierte.

Den anderen Arm hob sie ebenfalls. Dabei drehte sich die Wölfin vorsichtig herum, so daß die Außenwand des Nachens direkt vor ihr

lag.
Mit beiden Händen klammerte sie sich fest, zog das Boot aber noch nicht zu sich heran, denn durch unnötige Bewegungen hätte der andere nur gewarnt werden können.
Sie konzentrierte sich. Auf ihrem nassen Gesicht lag ein kalter Glanz, wie vom Mondlicht geschaffen. Sie fühlte sich selbst wie ein angriffsbereites, im Wasser lauerndes Tier, das sich nicht mehr auf die Kräfte eines Werwolfs verlassen konnte, sondern einzig und allein auf die eines Menschen.
Dann schnellte sie hoch.
Morgana hatte sich noch mit den Füßen so gut wie möglich abgestoßen, obwohl sie unter ihnen keinen Widerstand spürte. Aber sei mußte sich einfach selbst helfen, und ihr Körper, umhüllt von einer dünnen Wasserfontäne, wirkte wie ein hungriger Fisch, der für einen Moment sein Element verlassen hatte, um nach einem dicken Insekt zu schnappen, das durch die Luft schwirrte.
Sie warf sich nach vorn, mußte aber die Beine anziehen, um sich in den schaukelnden Kahn drücken zu können. Sie prallte dann auf die nassen Planken, machte sich klein, um sich sofort wieder zu drehen.
Zugleich jagte der Schatten hoch.
Er hatte tatsächlich im Nachen gelauert, versteckt hinter der relativ hohen Bordwand. Da hatte er sich regelrecht zusammengefaltet, um nun in die Höhe zu steigen.
Morgana sah die flatternde Gestalt. Sie kam ihr vor, als hätte jemand ein Tuch auf die geschleudert, aber Tücher sind nicht selbständig.
Die Gestalt jagte los. Zugleich schoß Morgana hoch. Die Sicht war ihr genommen worden, aber sie schleuderte die Arme nach vorn. Die Hände stießen gegen die harte, ledrige Haut. Da tanzten zwei harte, spitze, leicht gebogene Zähne vor ihren Augen, nur fanden sie kein Ziel mehr, in das sie hineinhacken konnten.
Morgana Layton hatte den ersten Angriff ihres Todfeindes abgewehrt.
Sie wußte, daß sie damit nicht aus dem Schneider war, denn so leicht gab ein Vampir nicht auf. Außerdem war er noch im Vorteil. Er konnte sich normal bewegen, während Morgana auf den schwankenden Planken stand und mit dem Gleichgewicht zu kämpfen hatte.
Ob die Gegenwehr den Blutsauger erschüttert oder verwirrt hatte, war Morgana egal. Einem zweiten Angriff wollte sie effektiver begegnen. Sie hatte einen ihrer Wölfe verloren, es war nur gerecht, wenn auch diese gewaltige Fledermaus vernichtet wurde.
Sie suchte einen neuen Weg. Die breiten Schwingen hatten sie wieder in die Höhe gebracht. In einer sicheren Entfernung schwebte sie über dem Boot, etwas versetzt davon, lauernd, denn ihr Kopf war nach unten gerichtet.

Alles an ihr war groß. Auch die Zähne. Und Morgana sah nur eine richtige Chance: Sie hatte sich gebückt und die Ruderstange mit beiden Händen umfaßt. Leider hatte die Stange vorn keine Spitze, sonst hätte sie sie als Lanze einsetzen können.

Die Fledermaus kippte.

Es ging sehr schnell. Sie legte ihre Schwingen an und machte sich so klein wie möglich. Somit fiel sie Morgana entgegen, als wollte sie die Wölfin unter ihrem deckenartig ausgebreiteten Körper begraben.

Morgana ließ es nicht soweit kommen. Sie rammte die Stange schräg in die Höhe. Ein wuchtiger Stoß, der den großen Fledermauskörper nicht verfehlen konnte. Mitten auf dem kleinen See war für beide ein Kampf auf Leben und Tod entbrannt. Morgana spürte den Widerstand am stumpfen Ende, gegen das die Fledermaus geflogen war.

Sie wuchtete den Körper hoch und zog die Stange zurück. Der Blutsauger war irritiert worden, dann rammte Morgana ihre Waffe wieder nach vorn und erwischte die Fledermaus in Höhe des Kopfes. Dieser Treffer wirkte so, als hätte er sie betäubt, denn das blutgierige Wesen geriet aus dem Gleichgewicht und damit ins Trudeln.

Es kippte nach unten, fing sich wieder. Eine Schwinge schlug hart auf den Bootsrand, der Nachen schwankte, und Morgana verlor das Gleichgewicht.

Als sie dies bemerkte, ließ sie sich einfach fallen. So plumpste sie auf ihr Hinterteil und mußte erkennen, daß die große Fledermaus nicht in den See gefallen war. Sie klammerte sich mit ihren scharfen Krallen am Bootsrand fest, breitete die Schwingen aus, um sich wieder abstoßen zu können.

Morgana Layton verlor nicht die Nerven. Eiskalt lauerte sie auf einen gewissen Zeitpunkt, der auch eintrat.

Die Fledermaus wollte den Angriff und damit das Blut.

Wieder flatterte sie hoch. Eine halbe Armlänge hoch ließ Morgana sie kommen, dann wuchtete sie ihre Waffe nach vorn, und plötzlich hatte sie ihren Feind dort erwischt, wo es weh tat.

Obwohl das Ende stumpf war, bohrte es sich tief in den anderen Körper hinein. Der Stoß war so hart geführt worden, daß selbst die lederartige Haut riß. Morgana war durch die eigene Wucht nach vorn gedrückt worden.

Sie kniete jetzt, ruhte sich auf keinen Fall aus, sondern stieß immer wieder nach.

Sie arbeitete hektisch. Die Stange traf. Mehrmals rammte sie gegen den zitternden und flatternden Körper des Blutsaugers, der seine Schwingen ausgebreitet hatte, damit wie verrückt um sich schlug, aber letztendlich es doch nicht mehr schaffte, in die Höhe zu kommen. Morgana kannte kein Pardon. Dieser Kampf war für sie zu einem Rausch geworden. Sie stieß hart, schnell und sicher zu. Jeder Stoß war

ein Treffer. So gelang es ihr, die Fledermaus vom Nachen wegzudrücken und sie in den See förmlich hineinzustoßen.

Weg vom Boot. Auf das Wasser. Für ein Wesen wie diesen Blutsauger nicht eben ein Vergnügen. Zwar floß es nicht, aber es hemmte die Bewegung der blutwilden Bestie.

Morgana war auf die Füße gekommen. Die Fledermaus kämpfte. Noch immer schlug sie mit ihren harten Schwingen um sich, und sie erwischte mehrmals die Außenhaut des Nachens.

Wütende Hiebe prasselten dagegen. Das Boot fing an zu schwanken, und auch Morgana hatte Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Die Stange rammte sie jetzt von oben nach unten. Der Druck hatte die Haut an verschiedenen Stellen aufgerissen. Löcher sahen aus wie Fetzen, durch die Wasser drang und den Rest überspülte.

Die Wölfin machte weiter.

Ein nächster Stoß traf das Maul. Es konnte ein Zufall gewesen sein, das war egal. Jedenfalls besaß er die Wirkung, die sich Morgana erhofft hatte.

Sie zerstörte den Kopf, das Maul und damit auch die Zähne. Sie wurden als Splitter in das große Maul hineingerammt. Plötzlich waren sie nicht mehr zu sehen, aber auch die Bestie mit den Schwingen sackte weg. Sie verschwand unter den schaukelnden Wellen an der Oberfläche. Der folgende Stoß traf nur mehr das Wasser; der Körper trieb ab und wurde nicht erwischt.

Morgana trat zurück. Sie holte die Stange ein, blieb für einen Moment stehen und lachte plötzlich auf. Es brach aus ihr hervor. Es mußte einfach so sein. Das Lachen konnte sie auf keinen Fall unterdrücken. Es war die Musik der Befreiung.

Die Ritter hatten früher ihrer Schwerter in die Höhe gerissen, wenn sie einen Sieg errangen. Morgana stemmte die Ruderstange hoch, als wollte sie das Ende in die düsteren Wolken bohren. Sie hatte es geschafft. Sie war die beste. Sie hatte den Tod ihres Dieners gerächt, und die Falle der Vampire dort oben im Felsen einfach ausgeschaltet oder egalisiert. In ihrer Euphorie schoß ihr so einiges durch den Kopf. Es war ihr auch egal, was davon stimmte oder nicht.

Langsam sank sie in die Knie. Die Ruderbank war bei dem Kampf nicht zusammengebrochen. So konnte sich Morgana hinsetzen und zunächst einmal abwarten.

Sie wollte sich bewußt Zeit geben, denn sie mußte einfach wissen, ob der Blutsauger vollständig erledigt war. Sie wollte sicher sein, daß er es nicht schaffte, sich wieder aus dem Wasser zu quälen.

Es vergingen fünf Minuten. Um den Nachen herum geschah nichts. Das beim Kampf aufgewühlte Wasser beruhigte sich wieder, die Wellen liefen aus, verloren an Höhe, bis sie schließlich in der weiten Wasserfläche verschwunden waren.

Morgana Layton schaute noch einmal über die Bordwände. Der See schwieg. Er gab nichts mehr preis. Schwarz und dunkelgrün lag die Wasserfläche um sie herum. Der See war für den Blutsauger zu einem nassen Grab geworden.

Ihren ursprünglichen Vorsatz hatte Morgana Layton nicht vergessen. Sie wollte an das andere Ufer gelangen. Da sie sich schon auf der Seemitte befand, konnte sie den kürzesten Weg nehmen.

Wie eine Fährfrau tauchte sie die Stange in das Wasser.

Morgana hätte sich gut fühlen müssen. Das war jedoch nicht der Fall.

Sie wußte genau, daß sie erst am Beginn stand. Der Kampf würde weitergehen, bis zum bitteren Ende…

***

Der Gürtel aus Schilf und harten Gräsern sah aus wie ein Wall, den niemand durchbrechen konnte. Zudem nahm er der Frau einen Teil der Sicht. Auch einen Steg, an dem sie hätte anlegen können, entdeckte sie nicht. Es mußte ihn geben, denn wo Häuser standen und sich Menschen aufhielten, hatten die bestimmt so etwas wie einen kleinen Hafen oder zumindest eine Anlegestelle gebaut.

Die mochte es geben, aber nicht an der Stelle, wo Morgana an Land gehen würde. Da ragte dieser Schilfgürtel wie eine breite Zunge in den See hinein. Es war für sie auch nicht mehr möglich, die Zunge zu umrunden, so drückte sich der Nachen mit seinem Bug hinein, bog Rohr und Schilf auseinander, wurde abgebremst, und Morgana stach die Stange noch härter in das Wasser hinein.

Schließlich rutschte der Nachen nicht mehr über das Wasser, sondern über den Schlick, und auch die Gräser wuchsen nicht mehr so hoch. Sie hatte den Gürtel hinter sich gelassen.

Morgana verließ den Nachen. Es war vielleicht gar nicht so schlecht, daß er an dieser Stelle festlag. So war er zumindest vor einer Entdeckung geschützt.

Ihre Füße patschten durch das Wasser, als sie dem Land entgegenging.

Der Schlamm umklemmte ihre Füße, sie zerrte die Beine hoch, und nach drei weiteren Schritten stand sie endlich auf dem Trockenen.

Vor ihr lag tatsächlich eine kleine Siedlung. Sie bestand aus einfachen Blockhütten, deren Dächer flach auf den unteren Gebäudeteilen lagen.

Eine Straße gab es nicht, dafür führte ein Feldweg von den Bergen hinab zu dieser Stelle.

Der hohe Tafelberg lag links von ihr.

Morgana drehte den Kopf. Selbst aus dieser Entfernung und bei Dunkelheit war er zu erkennen. Er ragte wie eine eckige Wand in die Höhe, aber nichts wies darauf hin, daß in ihm etwas Böses lauerte und

er den Zugang zu einer anderen Welt verbarg.

Sie schaute in die andere Richtung. Ein knappes Lächeln huschte über ihre Lippen, denn jetzt entdeckte sie den Steg. Er schloß in seiner Höhe mit dem Schilfgürtel ab, den man in seiner unmittelbaren Umgebung jedoch entfernt hatte, um Platz zu schaffen für mehrere Boote. Sie waren mit dem Steg vertäut.

Die Siedlung schlief. Es war nichts zu hören. Keine Stimmen, kein Schnarchen, kein lautes, keuchendes Atmen, die Ruhe war absolut.

Auch die letzten Lichter waren gelöscht worden, so daß die Dunkelheit wie eine Decke alles verbarg.

Die Hütten standen nicht dicht beisammen. Es gab zwischen ihnen genügend Platz, und Morgana schaute sich mit Argusaugen um. Sie entdeckte zwei Fahrzeuge, geländegängige Typen, die auf einem kleinen Parkplatz vor dem Restaurant standen, das allerdings mehr einer besseren Imbißhalle glich.

Die Gäste konnten bei schönem Wetter auch im Freien sitzen. Auf zwei langen Holzbänken an entsprechend langen Tischen. In einem Anbau war ein Lebensmittelladen untergebracht worden. Seine Tür war ebenfalls verschlossen wie die des Restaurants.

Morgana blickte durch das Schaufenster. Bei diesen schlechten Lichtverhältnissen hatte sie Mühe, etwas zu erkennen. Durch die hinter der Scheibe aufgestapelte Ware war ihr der Blick in den Geschäftsraum verwehrt.

Von der Angelausrüstung bis hin zum Snack konnte der Wanderer in diesem Laden alles käuflich erwerben. Sogar regenfeste Kleidung hing auf fahrbaren Ständern. Daneben standen hohe Stiefel. Aus einer großen Kiste schauten die schmalen Hälse der Bierflaschen hervor. Aber auch schärfere Sachen waren im Angebot.

Sie ging wieder zurück und schüttelte den Kopf. Es gefiel Morgana nicht, was sie hier sah. Alles wies auf eine Bewohnbarkeit dieser Siedlung hin, und trotzdem kam es ihr vor, als hätten eben diese Bewohner den Ort fluchtartig verlassen.

Schliefen sie wirklich alle?

Und wer lebte hier zu dieser Zeit?

Touristen waren kaum da oder gar nicht. Das Wetter mußte sich erst ändern, aber zwei Geländewagen standen vor dem Restaurant. Sicherlich nicht zur Dekoration.

Morgana wollte sich die Häuser genauer anschauen. Ein halbes Dutzend war es schon. Ihre Besitzer hatten sie so gebaut, wie es ihnen gerade in den Kopf gekommen war.

Leere Häuser. Tote Häuser. Aber Morgana hatte die Lichter von der anderen Seite des Sees schimmern sehen, und sie glaubte wirklich nicht an eine Halluzination.

Sie ging weiter.

Gespannt, wie jemand, der jeden Augenblick mit einer Gefahr rechnet.

Die Siedlung war ihr nicht geheuer. Sie nahm sie als abweisend auf, doch sie konnte sich vorstellen, daß sich hier jemand versteckt hielt und beobachtete.

Schließlich blieb sie vor einer stabilen Haustür aus Holzbohlen stehen.

Es gab die übliche Klinke, darunter das Schloß, also alles normal.

Morgana folgte ihrem Instinkt. Sie versuchte die Tür zu öffnen und war überrascht, daß sie es tatsächlich schaffte.

Für eine Weile blieb sie vor der Schwelle stehen. Nicht daß es ihr etwas ausgemacht hätte, in ein fremdes Haus einzudringen, moralische Bedenken empfand sie da nicht, sie spürte nur, daß sich die innere Stimme meldete. Es war der Instinkt, der ihr eine Warnung mit auf den Weg gab.

Eine Waffe trug sie nicht bei sich. Morgana verließ sich auf ihre eigenen Kräfte. Und so drückte sie die Tür weiter auf, damit sie sich durch die Lücke schieben konnte.

Es gab keine Diele, keinen Flur. Wer die Blockhütte betrat, der gelangte sofort in den Wohnraum. In der Dunkelheit entdeckte sie an der rechten Seite die Umrisse einer weiteren Tür, ließ sie aber außer acht, sondern durchwanderte mit kleinen, leisen Schritten den größeren Raum.

Ein bestimmter Geruch fiel ihr auf. Sie kannte ihn, denn so rochen offene Kamine. Den Kamin gab es, er war gemauert, und es lag tatsächlich noch alte Asche darin. Das störte sie nicht. Auch nicht die beiden leeren Betten mit den dunklen Decken. Es war etwas anderes, ein Geruch, eine Hinterlassenschaft, die ihrer Ansicht nach nicht von Menschen stammen konnte.

Morgana kam damit nicht zurecht. Nur ihre Sinne signalisierten Alarm.

Wer hielt sich hier auf? Tatsächlich Menschen? Der Geruch erinnerte sie an etwas anderes. Und ihr wurde plötzlich kalt, als sie es herausgefunden hatte, denn sie als Werwolf nahm ihre Todfeinde wahr.

Es roch nach Vampir! Ein Schauer kroch über ihren Rücken.

Plötzlich reagierte sie sehr menschlich. Ein Vampir hier?

Bestimmt nicht unmöglich, wenn sie daran dachte, was sie am Tafelberg erlebt hatte. Wo versteckten sie sich? Morgana durchsuchte die Hütte. Sie öffnete auch die zweite Tür. Hinter ihr befand sich eine Toilette und eine Waschgelegenheit, aber kein Blutsauger.

Sie waren da, das wußte sie. Sie lauerten. Eigentlich hätten die Geschöpfe der Finsternis in der Nacht erscheinen müssen, denn das war ihre Zeit.

Die Wölfin trat an das Fenster heran. Ihr Blick fiel auf den Schilfgürtel, wo sie auch den See erkennen konnte.

Keine Bewegung. Selbst der Gürtel aus Rohr und Schilf stand unbeweglich.

Morgana wußte nicht, was sie noch unternehmen sollte. Es hatte keinen Sinn, jede Blockhütte einzeln zu durchsuchen. Sie würde niemanden finden, das sagte ihr das Gefühl.

Und so verließ sie das Blockhaus wieder, um sich ein Versteck zu suchen, in dem sie bis zum Hellwerden bleiben wollte. Den Geruch der Vampire vergaß sie nicht, während ihre Gedanken fieberhaft nach einer Erklärung suchten.

Als sie vor der Rückseite des Restaurants stand, um den Weg zu ihrem Nachen einzuschlagen, da glaubte sie, die Lösung gefunden zu haben oder ihr zumindest nahe gekommen zu sein.

Sie brauchte sich nur an den Angreifer zu erinnern. Es war ein Vampir gewesen, aber sie wollte auf keinen Fall akzeptieren, daß er sich nur als eine riesige Fledermaus bewegte.

Ihr Lächeln war kantig. Das konnte es sein. Tagsüber in menschlicher Gestalt, und in der Nacht geschah die Verwandlung in eine Riesenfledermaus.

So wie es bei den uralten Blutsaugern der Fall gewesen war. Morgana stieg in ihren Nachen. Er sollte ihr als Nachtlager dienen, denn dort lag sie einigermaßen geschützt. Bevor sie sich setzte, glitt ihr Blick noch hoch zu diesem eckigen, dunklen und geheimnisvollen Tafelberg.

Täuschte sie sich, oder glühte dort in einem geheimnisvollen und dunklen Rot wieder der Kreis?

Es konnte sein, mußte aber nicht.

Sie legte sich auf die feuchten Planken. Eine Verwandlung fand bei ihr nicht statt. Morgana lag da und starrte zum Himmel. Es kam ihr überhaupt nicht der Gedanke, von hier zu verschwinden. Sie wollte mehr wissen und dabeisein, wenn Assunga und ihre Blutsauger einen teuflischen Plan umsetzten. Sie hatten etwas vor. Die Falle stand, um die Werwölfe anzulocken. Einer hatte sein Leben verloren. Morgana Layton aber dachte daran, sich im Hintergrund zu halten und erst dann zuzuschlagen, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen war.

Ein Traum ihrerseits wäre es gewesen, Assunga zu vernichten, um sich dann Dracula II vorzunehmen…

***

Es war eine verdammt anstrengende Reise gewesen, die uns von Glasgow aus nach Norden in die Einsamkeit des wildromantischen schottischen Hochlands geführt hatte, wo die Welt beinahe noch aussah wie zu Urzeiten.

Am Airport hatten wir uns einen geländegängigen Jeep geliehen, der

auch in der Lage war, schwierige Strecken zu schaffen, mit denen wir rechnen mußten.

Bill Conolly war in London geblieben, was ihm nicht gefallen hatte. Er wäre unter Umständen auch mitgekommen, hätte es bei ihm nicht einen Termindruck gegeben, dem er sich beugen mußte, denn ein Artikel war schon überfällig, und Bill hatte noch nicht einmal damit angefangen, ihn zu schreiben.

Dafür begleitete uns ein anderer Gast, Cursano, das Geschöpf des Mandragoro.

Wohl war es weder Suko noch mir dabei gewesen, aber was hätten wir machen sollen? Natürlich war eine Gestalt wie Cursano aufgefallen. Im Jet hatten sich die Mitflieger häufig nach ihm umgedreht und immer wieder nachgeschaut. Niemand war mit ihm zurechtgekommen, selbst die Stewardessen hatten eine Gänsehaut bekommen.

Cursano verhielt sich völlig ruhig. Seine Hände waren unter Handschuhen verborgen, die wir ihm gekauft hatten, und während des Flugs hatte er die meiste Zeit geschlafen, wie jemand, der völlig in sich selbst ruhte.

Ein genaues Ziel gab es nicht. Wie gesagt, wir fuhren in Richtung Norden und damit den Lennox Hills entgegen, einem Gebiet, das nur dünn besiedelt war.

Wir mußten uns schon auf Cursano verlassen, auf seinen sicheren Instinkt, denn mit einer genauen Ortsangabe konnte er nicht dienen. Er würde uns schon Bescheid geben, wenn es soweit war.

Und er wurde unruhiger während der Fahrt durch die Einsamkeit. Über Kilometer hinweg sahen wir keine Ansiedlung. Es gab kleine Orte. Die aber waren schwer zu finden, denn hier überwog die Natur. Die Hügel, die Täler, die grasbewachsenen Hänge, hin und wieder unterbrochen von kleinen Waldinseln. Aber auch die mehr oder minder großen Seen und Bäche. Sie rissen die Landschaft auf, als hätte man ihr einen Teil ihres Kleides genommen.

Über uns lag der schottische Himmel. Er bot ein besonderes Bild mit seinen hellen, beinahe schneeweißen Wolken, die sich vor einer schon unglaublichen Bläue abzeichneten. Allerdings würde dieses Bild nicht lange bleiben, denn tief im Westen fügten sich bereits dunklere Wolken zu einem regelrechten Gebirge zusammen. Um diese Zeit regnete es oft hier im hohen Norden der Insel.

Natürlich gab es Straßen. Allerdings verdienten sie eher den Namen Pisten, denn sie waren nur selten asphaltiert. Wir spürten die Unebenheiten und hofften, daß unser Wagen durchhielt.

Begrenzungen an diesen oftmals sehr kurvigen Strecken waren Mangelware, und wenn, dann stand hin und wieder ein kantiger Grenzstein am Straßenrand, der nur der Orientierung diente.

Diese Straßen konnte man sich leisten, denn in einer Gegend wie dieser gab es kaum Verkehr.

Landschaft und Sicht waren wunderbar. Wir rollten durch malerische Täler und idyllische Flußlandschaften. Hin und wieder sahen wir in der Weite des Landes riesige Schafherden. Das frische Gras schmeckte den Tieren wunderbar.

Cursano sprach wenig. Er hatte seine Handschuhe ausgezogen. Hin und wieder drückte er seine ungewöhnlichen Finger zusammen. Da Suko und ich vorn saßen, konnten wir es nicht sehen, sondern hörten nur, wenn diese schabenden Geräusche entstanden, als würde Gummi über Gummi reiben.

Suko fuhr. Er hatte sich nicht ablösen lassen wollen. Es machte ihm Spaß, aber zu schnell kamen wir nicht voran, denn immer dann, wenn die Straße wieder anstieg, wurde sie wegen der vielen Kurven unübersichtlich.

Als ich ein leises Stöhnen vom Rücksitz her hörte, drehte ich mich um.

Cursano hockte auf seinem Platz, als hätte man ihn dort angenagelt. Er starrte zwischen den beiden vorderen Sitzen hindurch und beobachtete die Strecke.

»Was hast du?« fragte ich ihn.

Er hob seine Hände, die er ineinander verknotet hatte. Das Gesicht zeigte keine Veränderung. Nur das Licht in den Augen wirkte blasser als sonst, und es schien auch tiefer in die Höhlen hineingedrückt worden zu sein. »Es ist nicht mehr weit. Ich spüre es. Ich merke, wie die fremde Kraft meine Sinne beeinflußt.« Seine Hände lösten sich voneinander und zuckten tatsächlich wie Wünschelruten.

»Kannst du dich genauer ausdrücken?« wollte ich wissen.

Ein knappes Nicken. »Ja, das kann ich. Das kann ich sehr gut.« Er deutete nach draußen. Wir fuhren wieder in die Höhe, weil wir einen weit gezogenen Hügel überwinden mußten. In der letzten Stunde war uns kein Fahrzeug entgegengekommen, so daß zumindest ich den Eindruck bekam, von dieser Einsamkeit regelrecht geschluckt zu werden.

»Hinter ihm…«

»Was finden wir da?«

»Das Tor, den Weg…«

»Wohin?«

Cursano hob die Schultern. »Ich kann es nicht genau sagen, aber es ist ein wichtiger Ort. Ich habe ihn schon lange gespürt. Immer wieder bekam ich Kontakt. Der Drang, ihn zu besuchen, wurde immer stärker, zugleich aber fürchtete ich mich davor.«

»Warum?«

»Weil es gefährlich ist«, flüsterte er. »Dort lauert etwas

Unheimliches.«
Ich verzog die Lippen. »Gut, Cursano, wir werden ja sehen, ob sich die Erde wieder öffnet und ihren Blutschwall ins Freie entläßt.«
»Dort nicht.«
»Das weißt du?«
»Ja!«
»Und was noch?«
Er hob die Schultern und senkte den Kopf. Ich betrachtete den haarlosen Schädel, der Ähnlichkeit mit einem leicht gefärbten Riesenei aufwies.
Es war zu merken, daß Cursano in Ruhe gelassen werden wollte, und ich kam seinem unausgesprochenen Wunsch nach. Dafür unterhielt ich mich mit Suko. »Du hast alles gehört?«
»Habe ich«, gab er nickend zu.
»Was hältst du davon?«
Er lächelte säuerlich. »Gar nichts, John, ich will nichts davon halten. Es hängt alles in der Schwebe, aber ich rechne mit allem. Auch damit, daß unser Freund Mandragora erscheint.«
»Um sein Geschöpf zu schützen?«
»Durchaus.«
»Nein, Suko, nein, das sehe ich anders. Mandragoro wird meiner Meinung nach nicht kommen, weil es einfach nicht sein Bier ist. Er hat nicht grundlos diesen Cursano geschaffen. Er hat ihn ja auch in Woodham allein gelassen, und ich glaube nicht, daß er ihm beigestanden hätte, wenn wir ihn hätten erschießen wollen.«
»Das sehe ich anders.«
»Gut. Wir werden schon früh genug erfahren, wer recht hat. Etwas anderes ist viel wichtiger. Hinter diesem vor uns liegenden Hügelrücken befindet sich das Ziel. Ich bin gespannt, wie es aussieht.«
»Leer«, sagte Suko. »Keine Menschen. Oder rechnest du damit in dieser Gegend?«
»Ich laß mich überraschen.«
»Ist auch am besten.«
Unser Gespräch schlief ein. Aber Suko hatte es eilig, und er gab mehr Gas, was er sich auch erlauben konnte, denn der Weg hatte seine ursprüngliche Enge verloren und war breiter geworden. Noch fuhren wir bergauf, und noch nahmen uns die Hügel den größten Teil der Sicht.
Was wir sahen, war der Himmel, der diesiger geworden war. Die Vögel aber ließen sich davon nicht abhalten, ihre Kreise zu ziehen.
Je höher wir fuhren, um so enger wanden sich die Kurven um die Ausläufer der Berge. Nur brauchten wir nicht durch Tunnel zu fahren. Es existierten auch keine hohen oder vorspringenden Felswände, aus denen sich Steine und Brocken lösen konnten, es war dieses glatte,

grasbedeckte Land, das manchmal so wirkte, als wäre es von einem Gartenarchitekten gestaltet worden.

Noch zwei Kurven, und wir rollten der Kuppe entgegen, erreichten ein Plateau, das in der Mitte durch das graue Band des Wegs geteilt wurde.

Dann ging es wieder bergab.

Suko bremste. Auch ich hätte es getan, denn von hier aus wurde uns der erste Blick in das weite Tal gestattet, das mir wie eine große Schüssel mit unterschiedlich hohen Wänden vorkam und nicht leer war.

»Willst du aussteigen?« fragte Suko.

»Das hatte ich gerade vor.« Ich schnallte mich los und verließ den Jeep.

Dabei warf ich noch einen Blick auf unseren Gast. Cursano saß wie ein Eisblock auf dem Rücksitz. Die Stirn leicht gerunzelt, als würde er angestrengt nachdenken. So sah jemand aus, der auch nicht durch eine Frage gestört werden wollte, deshalb hielten wir den Mund.

Suko hatte den Wagen an der rechten Seite verlassen. Ein paar Meter vor der Motorhaube blieben wir stehen und schauten beide in die gleiche Richtung.

Unter uns breitete sich das Tal aus. Weit geschnitten und an einer Stelle nicht mehr von einem sanften Abhang begrenzt, sondern durch unterschiedlich hohe Felsen, die dort ein kleines steinernes Meer bildeten.

Ein Felsen überragte alles.

Er sah aus wie eine riesige Tafel, die von ebenfalls riesigen Händen in das untere Gestein hineingedrückt worden war. Dieser viereckige Fels kam mir unnatürlich vor, so daß er einfach eine gewisse Bedeutung haben mußte.

Ich vergaß ihn zunächst, denn es gab andere Dinge, die noch interessanter waren. Nicht der oval geformte See mit der dunklen Oberfläche, denn diese Gewässer waren uns auf der Fahrt oft genug begegnet. Zudem war Schottland für seine Lochs berühmt. Was uns beide erstaunte, waren die sechs Blockhütten, die an einem Ufer des Sees standen und dort eine Siedlung bildeten.

»Sieh mal«, sagte Suko.

»Was meinst du damit?«

»So tot ist es hier nun auch wieder nicht. Hast du eine Erklärung, John?«

»Ja. Was du dort siehst, sind Berghütten. Rast-und Schlafplätze für Wanderer.«

»Könnte man so sagen.«

»Und was denkst du wirklich?«

Suko grinste. »Das weiß ich nicht. Ich denke wohl darüber nach,

weshalb uns Cursano gerade hierher geführt hat. Das nämlich ist mein großes Problem. Oder entdeckst du etwas, das auf unser Problem hinweisen könnte?«

»Im Moment nicht.«

Suko wies auf die Gebäude. »Ich wundere mich, daß sich dort nichts bewegt. Sie scheinen leer zu stehen. Und wenn mich meine Augen nicht täuschen, dann befindet sich in dem größten Bau sogar ein Restaurant oder eine Kneipe. Kann auch ein Laden sein, denn an der Vorderseite sehen zwei Fenster aus wie Schaufenster.«

»Das kriegen wir raus.« Es hatte keinen Sinn, weiter zu diskutieren, deshalb drehte ich mich um und ging wieder zurück zum Wagen. Ich öffnete die Tür, stieg ein, und beim Betreten fiel mir Cursanos Haltung direkt auf.

Bisher hatte er aufrecht dagesessen. Das war nun vorbei. Seinen schweren Körper hatte er in die Ecke gedrückt.

Sogar seine graue Haut war blasser geworden. Er atmete nicht, er keuchte, und auf dem kahlen Kopf hatte der Schweiß eine glänzende Schicht hinterlassen. Die Finger waren gespreizt, sie berührten sich nicht. Sie fuhren in Höhe des Halses durch die Luft, als wären sie dabei, unsichtbare Zeichen und Formeln ins Leere zu schreiben.

»He, was ist los?« sprach ich ihn an.

Er schüttelte den Kopf.

Inzwischen war auch Suko gekommen. Er hatte etwas fragen wollen, mein warnender Blick ließ ihn verstummen, und so schaute auch er auf die Gestalt am Rand der Rückbank.

Es verging eine gewisse Zeitspanne. Cursano beruhigte sich zwar, denn seine Hände sanken wieder nach unten und blieben auf den Oberschenkeln liegen, doch die Furcht in seinem Gesicht war geblieben.

Wir sahen auch, daß er seine Augen bewegen konnte. Schließlich konzentrierte er sich auf uns, und so stellte ich die nächste Frage, in der Hoffnung, eine Antwort zu bekommen.

»Was ist mit dir geschehen, Cursano?«

Er hob die Schultern.

»Was?«

Die dicken Lippen unter den weiten Nasenlöchern - im Flugzeug hatte ihn jemand mit einem Schweinekopf verglichen - zuckten. Mühsam brachte er seine Erklärung hervor. »Es ist das Böse. Das Andere. Ich spüre es.«

»Böse?«

»Ja, John Sinclair.«

»Wie kannst du das Böse spüren, wenn du selbst ein Teil von ihm bist?« fragte ich bewußt provozierend.

Er ging darauf überhaupt nicht ein. In seiner eigenen Gedankenwelt

blieb er hängen. »Das Böse, John. Es ist schrecklich. Es ist etwas Uraltes, das hier lebt.«

»Wo?«

»Unten.«

»Da fahren wir hin.«

Sein Kopf ruckte hoch. Er starrte mich an. Ich rechnete damit, daß er einen Rückzieher machen wollte, aber er gab uns eine sehr rätselhafte Antwort. »Ich spüre das tote Leben.« Er nickte. »Ja, ich spüre das tote Leben.«

Suko schaute mich an, ich blickte ihm ins Gesicht. Totes Leben? Der Begriff war einfach zu abstrakt, um ihn einordnen zu können. Damit kamen wir kaum zurecht.

»Vielleicht meint er untotes Leben.«

»Drei Punkte für dich, Suko.«

»Da frage ich doch mal gerne nach.«

»Darfst du.«

Cursano schüttelte unwillig den Kopf, als er von Suko angesprochen wurde. Entweder konnte oder wollte er keine Antwort geben, denn dieser Begriff des untoten Lebens war natürlich schwer einzuordnen. »Okay, dann werden wir jetzt weiterfahren.«

»Ich bleibe dabei.«

»Ist aber toll«, meinte Suko, drehte sich, schnallte sich an und startete.

Der schmale Weg führte weiter. Sein graues Band sah aus wie ein einsamer Hosenträger, der noch hätte gespannt werden müssen, denn er wand sich schlangengleich dem See entgegen. Wir mußten diesem Band schon folgen, auch wenn es einen Umweg bedeutete, denn quer durch das Gelände wollten wir nicht fahren. Der Boden sah zwar glatt aus, beim Näherkommen aber waren schon tiefe Einkerbungen zu erkennen, und oft genug wuchsen auch Felsen als Hindernisse vor uns hoch.

Suko blieb konzentriert hinter dem Lenkrad sitzen. Ich hatte Zeit, einen Blick nach hinten zu werfen, wo Cursano von einer ungewöhnlichen Nervosität befallen war, denn er schaffte es einfach nicht, normal auf seinem Platz sitzen zu bleiben.

»Was ist los? Ist es so schlimm?«

Er schaute an mir vorbei. Reden wollte er nicht, er hielt den Mund geschlossen.

Es hatte keinen Sinn, weiter auf ihn einzureden. Deshalb drehte ich mich wieder um und schaute nach vorn.

Wir hatten schon einen großen Teil der Strecke hinter uns gelassen. Der graue Weg senkte sich den schmalen Hang hinab, natürlich wieder in Kurven und Kehren, ebenso eng wie auf der anderen Seite. Suko mußte des öfteren abbremsen, wenn wir zuviel Fahrt bekamen.

Dennoch fuhr er sehr schnell, so daß die Häuser und der See immer näher rückten und ihre wahren Ausmaße gegenwärtig wurden.

Es waren keine tollen Häuser. Eher schlichte Hütten aus zurechtgeschnittenen Baumstämmen gezimmert. Sie wiesen flache Dächer auf und hatten offene Kamine.

Kurz bevor wir das flache Ufergelände erreichten, nahm der Weg an Breite zu und öffnete sich wie ein Trichter. Unter den Reifen knirschten die kleinen Steine. Unser Wagen rollte an den Häusern vorbei, denn Suko wollte ihn dort parken, wo auch die beiden anderen Fahrzeuge ihre Plätze gefunden hatten.

Die Uhr zeigte bereits eine späte Nachmittagsstunde an. Über uns zog sich der Himmel immer mehr zu, aber das richtige Grau der Dämmerung würde noch auf sich warten lassen.

Nach der Reise fühlte ich mich ein wenig müde und hätte am liebsten ein Schläfchen gehalten. Das würde mir sicherlich nicht vergönnt sein, also verdrängte ich den Gedanken daran und schnallte mich los, als Suko anhielt.

»Da wären wir«, sagte er. Seine Stimme klang nicht lustig. Ihn schien etwas zu beschäftigen.

Ich fragte nicht nach, sondern stieg aus. Kaum stand ich mit dem zweiten Fuß im Freien, da war meine Müdigkeit wie weggeschwemmt.

Ich spürte das Böse!

***

Es hatte mich nicht wie ein Blitzschlag getroffen, aber es war schon ein komisches und auch bedrückendes Gefühl. Wie ein kurzer Druck im Kopf, der sehr bald wieder verschwunden war, aber die Ahnung blieb weiterhin bestehen.

Man konnte von Cursano sagen und halten, was man wollte. In diesem Augenblick war ich davon überzeugt, daß er uns richtig geführt hatte.

Dieser Ort hatte es einfach in sich, wie auch immer.

Suko war auch ausgestiegen. Ich beobachtete ihn, um herauszufinden, ob er ähnlich gefühlt hatte wie ich.

Seine Stirn war gerunzelt. Er sah nachdenklich aus. Er sagte aber nichts, sondern atmete die klare, reine Luft ein, bevor er sich drehte und zur hinteren Tür ging. Er öffnete sie, damit unser Gast aussteigen konnte, der sich zunächst nicht rührte und durch die offene Wagentür hinaus, aber zugleich auch ins Leere starrte. Seine Augen strahlten nicht mehr so hell, da war das Licht in ihnen sehr zurückgenommen worden.

»Willst du nicht raus?«

Cursano räusperte sich. Dann mußten wir einfach seine Hände anschauen, denn jeder seiner Finger reagierte wie eine Wünschelrute.

Sie schlugen aus, aber nie in eine Richtung. Jeder Finger zeigte woanders hin. Für uns war es ein Zeichen, denn wir konnten davon ausgehen, daß das Böse überall lauerte.

Schließlich stand er auf. Wir schufen ihm Platz, und er verließ den Jeep.

Ich schloß die Tür wieder, während sich Cursano von dem Fahrzeug entfernt hatte und sich um freie Sicht bemühte.

Wir ließen ihn gewähren.

Menschen zeigten sich nicht. In den Hütten gab es keine Bewegung.

Diese Siedlung wirkte wie ein Geisterdorf, aber sie schien, wenn überhaupt, erst vor kurzem verlassen worden zu sein, denn die Hütten sahen gepflegt aus.

Cursano senkte seine Hände. Sie hatten sich wieder beruhigt. Die Finger hingen jetzt nach unten. Sie sahen dabei so gelb aus wie tote Hühnerkrallen.

»Was hast du gespürt, Cursano?«

»Es ist da, John. Es ist überall. Es gibt nicht nur einen Ort, wenn du verstehst.«

»Nein, nicht genau. Sprichst du von dem toten Leben, was du schon einmal erwähnt hast.«

»So sehe ich es.«

»So etwas gibt es nicht.«

Cursano ließ sich nicht beirren. »Es hält sich versteckt, und es ist groß. Selbst ich schaffe es nicht, es genau zu finden, weil es sich überall aufhält.«

»Im Boden?« fragte Suko.

»Nein, nein, nicht nur dort.« Cursano drehte den Kopf. Wir folgten seiner Blickrichtung und stellten fest, daß er sich diesen Tafelberg als Ziel ausgesucht hatte.

Er sah ungewöhnlich aus, aber zugleich war er auch normal. Weder Suko noch ich entdeckten bei und an ihm etwas Besonderes, abgesehen einmal von seiner Form, die nicht so recht zu der übrigen Umgebung passen wollte.

»Ist es der Berg?« wollte ich wissen.

Cursano nickte langsam. »Ich spüre die fremde Kraft. Sie hält sich verborgen, aber sie ist böse. Sie ist gefährlich. Totes kann wieder lebendig werden.«

»Lebende und im Fels eingemauerte Leichen?«

»Alles ist möglich. Der Ort ist verflucht. Über ihm liegt ein Schatten…«

»Du willst doch nicht fliehen?«

Seine Antwort überraschte uns beide. »Ich würde gehen, denn es gibt etwas, das stärker ist als ich.«

»Dann sag es!«

»Nein, das kann ich nicht, weil ich zuwenig weiß. Ich habe es noch nicht herausgefunden. Wir müssen warten. Aber es wird sich zeigen, das, das weiß ich.«

»Dann sollten wir nicht zu lange warten und es beschleunigen«, schlug Suko vor.

Ich war einverstanden. »Hast du etwas Bestimmtes vor?«

»Ja, wir werden mit der Durchsuchung der Häuser beginnen. Wenn sich tatsächlich hier jemand oder etwas versteckt hält, wären die Häuser ein guter Platz.«

Dagegen hatte ich keinen Einwand, schaute aber zu Cursano, der sich nicht rührte.

Der Eingang zum Restaurant und dem ihm angeschlossenen Geschäft war mit wenigen Schritten zu erreichen. Wir wollten zuerst das Lokal betreten.

Dabei wunderte ich mich nicht mal darüber, daß die Tür nicht abgeschlossen war. Hier war sowieso alles anders, und in dieser menschenleeren Gegend stahl wohl niemand.

Suko betrat das Lokal als erster. Ihm folgte Cursano. Er hatte sich leicht geduckt, aber nicht, weil er Furcht davor hatte, mit dem Kopf anzustoßen, seine Körperhaltung drückte auch seinen Allgemeinzustand aus. Er spürte intensiver als wir und scheute sich nicht, dies auch zu zeigen.

Ich schloß hinter mir die Tür.

Wir standen in einem leeren Gastraum, dessen Einrichtung aus schlichten Holzbänken und ebensolchen Stühlen bestand. Das Lokal glich mehr einem Imbiß.

Hinter der Theke war auch die offene Kjäche installiert worden. Wenn Gäste da waren, wurde gegrillt und gebraten. Es roch auch nach altem Fett. Ein Teil der Theke war verglast. Wo sonst die Schüsseln mit Salaten standen, war alles leergeräumt worden.

Suko ging hinter die Theke. Er wischte mit dem Zeigefinger über die Außenseiten der in einem Regal stehenden Flaschen hinweg und malte einen leichten Staubfilm. Dann öffnete er eine Tür, die in den hinteren Bereich führte.

Wir brauchten erst gar nicht nachzuschauen. Suko war schnell wieder zurück und hob die Schultern.

»Was hast du denn gesehen?« fragte ich trotzdem.

»Ein Lager für Lebensmittel. Da stehen die mit Fleisch und Kartoffeln gefüllten Kartons.«

»Das ist nicht viel.«

»Eben.«

»Sollten wir uns nicht besser um den Tafelberg kümmern?«

Suko überlegte. Ich wartete auch auf einen Vorschlag unseres Begleiters, der aber enthielt sich einer Antwort. Statt dessen ging er

auf und ab, den Kopf leicht gesenkt, als würde er nach irgendwelchen fremden und gefährlichen Dingen Ausschau halten.

»Was stört dich, Cursano?« fragte ich ihn.

Er unterbrach seine Wanderung und hob die Schultern. »Ich kann es euch nicht genau sagen, aber das ist etwas, mit dem ich nicht zurechtkomme. Ich weiß das…«

»Wo und was?«

»Laß uns weitersuchen.«

Ich blieb hart. »Denkst du an das tote Leben?«

»Ja.«

Suko flüsterte mir zu: »Er könnte damit auch Vampire gemeint haben. Oder was denkst du?«

»Keine Ahnung. Eine ideale Gegend ist es nicht, da will ich ehrlich sein. Es fehlt der Wald und…«

»Du denkst nur an Rumänien.«

»Exakt.«

Cursano hatte eine weitere Tür geöffnet. Sie lag an der Seite, durch sie gelangte man in den Anbau, in dem sich das Geschäft befand. Die Gestalt verschwand in einem grauen Halbdunkel, denn der Verkaufsraum war dermaßen vollgestopft mit Waren, daß normales Tageslicht kaum eine Chance hatte, sich durchzubeißen.

Wir gingen ihm nach.

Schon bald erlebten wir einen anderen Geruch. Nach altem Leder, nach Putzmitteln, nach Kerzenwachs und auch nach Fisch. Es gab hier einfach alles. Sogar an der Decke hatte der Besitzer seine Waren ausgestellt, sie hingen in Netzen.

Die Verkaufstheke, wo auch die alte Registrierkasse stand, war nur klein, aber ziemlich kompakt. Es lag auch daran, daß sich auf ihr zahlreiche Waren stapelten. Tabak, Dosen, Zigaretten und auch Bücher über die Gegend und über das Angeln.

Cursano benahm sich merkwürdig. Bei seinen Schritten mußte man einfach den Eindruck haben, daß er nicht durch die Umgebung ging, sondern schon strich wie ein Hund. Mit einem aufmerksamen Blick, die Augen dabei bewegend, als suchte er etwas Bestimmtes. Er schaute auch gegen die hohen, bis an die Decke reichenden Regale, wo sich alle möglichen Waren stapelten. Nicht nur verpackte Lebensmittel, sondern auch zusammengefaltete Hemden oder Pullover.

Waren wir wirklich allein? Gab es keinen Besitzer? Und wenn es je einen gegeben hatte, warum, zum Henker, war er verschwunden und hatte alles im Stich gelassen?

Ein Regal war in den Verkaufsraum hineingebaut worden, so daß es so etwas wie eine halbe Wand bildete. Cursano war dahinter verschwunden, und dann hörten wir seinen Ruf, der uns natürlich erschreckte. Er mußte etwas Wichtiges entdeckt haben. Innerhalb

kürzester Zeit waren wir bei ihm und sahen ebenfalls das, was ihn so aus der Fassung gebracht hatte, und auch für uns überraschend war.

Hinter einem kleinen und alten Schreibtisch, dessen Platte auf gedrechselten Beinen lag, saß ein Mann. Er war uns fremd, wir kannten ihn nicht. Das bezog sich nicht nur auf Suko und mich, auch Cursano war er unbekannt, wie wir seiner Haltung entnehmen konnten.

Er saß da, als bestünde er aus Stein. Die Hände hatte er auf die Platte gelegt. Sein dunkelblondes Haar wuchs dicht auf dem Kopf und war zu einem Scheitel gekämmt worden. Das Gesicht zeigte eine aschige Blässe. Obwohl er die Augen offenhielt und uns auch anschaute, konnte jeder das Gefühl haben, daß er nur sah, was er wollte und sich sonst für nichts interessierte.

War das der Besitzer?

Ich hatte ihn ansprechen wollen. Wurde durch die hektischen Handbewegungen Cursanos abgelenkt. Seine Finger streckten sich, sie wiesen auf den Mann hinter dem Schreibtisch, der dies ebenfalls nicht zur Kenntnis nahm. Er blieb ruhig sitzen. In seinem Gesicht gab es keinen Muskel, der zuckte.

»Was ist los, Cursano?« flüsterte Suko.

»Er ist es.«

»Wer?«

»Er gehört dazu. Überall spüre ich es. Er gehört dazu. Er wartet, er hat gewartet.«

»Auf uns?«

»Auch.«

»Aber tot ist er nicht, wie?« fragte mein Freund spöttisch.

»Nein, ganz und gar nicht. Er lebt nur anders…«

Und wie er lebt. In den nächsten Sekunden bewies er es uns, und wir wurden tatsächlich noch überrascht. Urplötzlich sprang er in die Höhe, dann wuchtete er den Körper über seinen Schreibtisch hinweg. Er streckte die Arme aus, seine Hände packten wie Zangen zu. Sie erwischten Cursano an den Schultern. Er wurde auf den anderen zugerissen, der blitzartig den Mund geöffnet hatte.

Zähne sahen wir! Zwei lange, bleiche Vampirbeißer. Und sie hackte er blitzartig in Cursanos linke Halsseite…

***

Die Stille der Morgenstunden hatte Morgana Layton in den Schlaf gewiegt.

Wie ein Kind, das sich beschützt fühlt, war sie tief und fest eingeschlafen, denn sie fühlte sich, umgeben von Schilf, in dem alten Nachen sicher. Die Wölfin mußte sich ausruhen, denn vor ihr lagen lange Stunden oder Tage, die sicherlich nicht vergingen wie eine

Ferienzeit, sondern vom Kampf bestimmt wurden.

Sollte sich ihr eine Gefahr nähern, dann würde sie durch ihre innere Stimme oder ihren Instinkt gewarnt werden, da kannte sich Morgana aus, und deshalb brauchte sie sich auch keine großen Sorgen zu machen.

Sie erwachte, als die Morgendämmerung bereits von der Helligkeit des Tages vertrieben wurde. Noch stand keine Sonne am Himmel, und sie würde es auch schwer haben, sich gegen die trüben Wolken durchzusetzen. Der Wind hielt sich in Grenzen. Er ließ nur ein leichtes Gekräusel auf der Wasserfläche zurück und sorgte auch dafür, daß sich der Nachen leicht wiegte, als wollte er seine Besitzerin noch einmal in den Schlaf wiegen, aber daran war für Morgana nicht zu denken.

Sie hatte sich aufgerichtet.

Aus kalten Augen beobachtete sie ihre Umgebung. Der alte Geruch war noch vorhanden. Sie wußte, daß sie von Feinden umgeben war, die aber hielten sich versteckt und würden sich erst zeigen, wenn sie es wollten.

Der Kampf mit der Riesenfledermaus fiel ihr wieder ein. Jetzt konnte sie darüber lächeln, denn er war nicht mehr als ein Vorgeplänkel gewesen.

Am Ufer rührte sich nichts. Zwischen den Häusern gab es keine Bewegungen. Nur das Wasser lief glucksend und klatschend zwischen den Schilfrohren aus. Vögel bewegten sich tanzend durch die Luft, und schickten ihre krächzenden Rufe in den anbrechenden Tag hinein.

Morgana war allein und war es trotzdem nicht. Versteckt lauerten ihre Feinde, und das mußte nicht unbedingt der Tafelberg mit seinem ungewöhnlichen Kreis sein, der von den Vampiren als Werwolf-Falle aufgebaut worden war.

Hier in der näheren Umgebung, lauerte ebenfalls etwas. Morgana stieg über die Bordwand hinweg. Ihre Füße versanken im Wasser. Es machte ihr nichts aus. Sie ging auf das Ufer zu und spürte plötzlich das Prickeln durch ihren Körper rinnen.

Sie kannte sich mit diesem Gefühl aus. Es war wie eine Botschaft, die ihr sagte, daß eine Verwandlung dicht bevorstand. Nicht jetzt, nicht hier, nicht im Licht des Tages. Sie wollte in den folgenden Stunden ihre menschliche Gestalt behalten, obwohl sie schon das Ziehen nahe ihrer Lippen spürte, denn dort würde sich dann ihr normaler Mund zu einer widerlichen Schnauze verformen.

Auf ihrem Handrücken sproß bereits ein dünner Flaum. Er sollte sich auf keinen Fall zu einem Fell verdichten, aber Morgana kam gegen ihre eigene Natur nicht an.

Leise stöhnte sie auf, als sie halb zusammensackte und einige Schritte im Entengang zurücklegte. Dabei hielt sie ihre Hände gegen den Leib

gepreßt, wie jemand, der nicht wollte, daß irgend etwas hervortrat. Die menschliche Stärke ging bei ihr verloren. Die andere kam über sie. Der Blickwinkel engte sich ein, und sie hatte Glück, so weit gehen zu können, um in die Deckung an der Rückseite einer Hütte zu kriechen, wo sie sich auf dem Boden niederließ.

Morgana Layton litt. Sie merkte das Reißen in sich. Sie spürte, wie die Venen, die Sehen und auch die Muskeln gesprengt werden sollten. Das Gesicht veränderte sich ebenfalls. Der Mund war in einer ständigen Bewegung. Ihre Lippen wurden von der anderen Kraft auseinandergerissen, so daß sich die Schnauze bilden konnte und aus ihrem Haar Fell wurde.

Fell, überall Fell!

Der dämonische Wahnsinn hielt sie voll und ganz in seinen Klauen. Sie wälzte sich auf dem Boden herum. Sie keuchte, sie schrie, der Körper wurde malträtiert, in die Länge gezogen, auch in die Breite. Das Menschliche wurde ihr entrissen, plötzlich trat die nackte, reißende Bestie hervor, denn sie mußte auch ihr Gesicht verändern, und es wirkte auf sie wie eine Strafe des Götterwolfs Fenris.

Dann war es vorbei.

Keine Schmerzen mehr. Auch nicht das Schlagen der Pranken und der Krallen. Die Nägel rissen keinen Boden mehr auf, aber das Unmenschliche hatte über das Menschliche gesiegt.

Morgana lag auf dem Bauch, den Kopf nach unten gedrängt. Sie bewegte sich nicht, nur aus dem Maul drang ein leises Jaulen, das allerdings überwechselte in ein gefährliches Knurren.

Sie war bereit.

Und sie stand auf.

Das geschah mit einem Ruck, als hätte man ihr einen heftigen Stoß in den Leib versetzt. Mit einer Pranke krallte sie sich an der Bohle außen fest, als wollten die Krallen tiefe Furchen reißen.

Die gesamte Gestalt hatte sich verändert. Sie war größer und auch breiter geworden. Die Kleidung hatte dem Druck nicht mehr ausgehalten. An den Nähten war sie regelrecht geplatzt. Jetzt umhing sie den Körper der Werwölfin als Fetzen.

Morgana öffnete ihr Maul. Das neu entstandene, mörderische Gebiß schimmerte in einem hellen Weiß. Zwischen den beiden Zahnreihen zog sich der Geifer als lange Fäden hin. Die Augen sahen klein aus, ihr Blick war kalt und tückisch.

Die Wölfin war kampfbereit, und sie spürte auch, daß sie sich nicht grundlos verwandelt hatte. Es würde zum Kampf kommen. Ihre Feinde wußten, daß es sie gab, und sie wußte auch, daß die Feinde in der Nähe lauerten.

Mit diesem Wissen verließ Morgana ihren Platz. Sie blieb dabei dicht an der Hüttenwand. Das Fell streichelte über die rauhen Bohlen

hinweg, und auch die langen Nägel kratzten Risse hinein.

Vor ihr lag ein Fenster.

Sie schaute hindurch.

Von innen hätte jemand nur die kalten Augen gesehen und den ungefähren Abdruck der Raubtierfratze. Es war niemand zu sehen. Ein leeres Bett, Stühle, ein Tisch, ein Schrank. Damit gab sich die Wölfin nicht zufrieden, weil sie genau wußte, daß sie ihr Instinkt nicht trog. Er hatte sie niemals im Stich gelassen. Er würde ihr den richtigen Weg zeigen, um ans Ziel zu gelangen.

Sie ließ das Fenster hinter sich. Bewegte sich aber weiterhin an der Breitseite der Blockhütte entlang, blieb stehen, als sie die Ecke erreicht hatte, und ließ ihren Blick schweifen.

Es bewegte sich keine Gestalt in der Nähe der Hütten und auch nicht über die Hänge hinweg. Sie war völlig allein, aber sie wußte auch, daß dies nicht stimmte.

Schlimme Gelüste überkamen sie. Sie wollte töten, reißen. Ein Werwolf braucht Opfer, und da machte auch eine Morgana Layton keine Ausnahme.

Sie brauchte den Kampf, sie brauchte einen Sieg wie in der vergangenen Nacht auf dem Boot.

Morgana blieb auch weiterhin am Haus, bis sie endlich den Eingang erreicht hatte.

Die Tür war geschlossen, aber nicht verschlossen. Die Werwölfin rammte sie wuchtig auf. Sie knallte noch gegen die Wand und hätte jeden Schläfer wecken müssen, aber in dem Bett an der linken Seite lag niemand.

Auf der Schwelle stand das Untier, hechelnd und blutgierig starrte es in den Raum.

Sie sah den Kamin. Gerüche wehten in ihre Nase. Kalte Asche, aber auch etwas anderes mischte sich in diesen Gestank hinein. Es roch so faulig, modrig oder einfach nur angefault, und dieser wirklich eklige Geruch ließ in ihr eine wilde Freude hochsteigen. Morgana wußte, daß sie sich auf dem richtigen Weg befand, denn gar nicht mal weit von ihr entfernt hielt sich jemand verborgen. Einer, der hier einmal gewohnt hatte, der noch immer hier lebte, aber nicht mehr der gleiche war.

Die Tür drückte sie wieder zu. Sie wollte dem anderen, den sie noch nicht sah, keine Chance zur Flucht geben. Wo verbarg er sich? Noch einmal suchte die Werwölfin die Hütte ab. Sie wollte einfach nicht an einen Irrtum glauben. Er war hier, ganz sicher sogar, aber er war nicht zu sehen.

Sie konzentrierte sich auf den Kamin. Er war nichts Besonderes. Klein und halbrund gebaut. Mit einer offenen Feuerstelle. Auf dem Gitter lag noch altes Holz, schwarz wie Teer. Nicht alles davon war zu Asche

verbrannt.

Morgana ging auf den Kamin zu. Über ihren Rücken rann etwas Kaltes.

Da empfand sie so wie ein normaler Mensch. Sie war still. Kein Laut entwich dem Maul.

Dann funkelten die Augen. Plötzlich hatte sie etwas gesehen. Vor dem Kamin bestand der Fußboden nicht aus Brettern wie im übrigen Raum, dort war der Boden mit dunklen Fliesen bedeckt. Wenn einmal Funken hervorsprangen oder auch glühende Holzstücke nach außen getrieben wurden, würden sie auf dem Stein verlöschen und nicht die Bohlen eines hölzernen Fußbodens entzünden.

Warum war der Eisenring dort? Er hing in zwei Ösen, war zur Seite geneigt und lag auf dem dunklen Gestein.

Die Werwölfin duckte sich. Danach ließ sie sich auf die Knie fallen. Sie hatte Mühe, das Knurren zu unterdrücken, da sie wußte, wie dicht sie sich am Ziel befand. Dieser Ring war wichtig. Ihre Klauen zuckten, als sie dicht über dem Metall schwebten. Dann packte sie mit der rechten zu. Sie umklammerte das Eisen, hob den Ring an, wobei in den Ösen ein Knirschen entstand.

Etwas kratzte in den Fugen. Die Steinluke schloß ziemlich dicht. Sie hatte sich festgeklemmt, und das Geräusch veränderte sich, es wurde genau in dem Moment zu einem Schleifen, als Morgana den Ruck spürte, mit dem sich der Steindeckel löste.

Sie hob ihn an.

Noch konnte Morgana nicht hineinschauen, aber der uralte Modergeruch erreichte bereits ihre Nase. Sie legte den Stein zur Seite, jetzt hatte sie einen freien Blick - und zuckte nicht zurück. Nur ihre Augen leuchteten noch stärker. Es war der Triumph, der sich auf diese Art und Weise bemerkbar machte.

Sie hatte es geschafft, und sie hatte sich nicht geirrt, denn sie schaute nicht allein in diese Unterhöhlung hinein. Das hier war etwas ganz Bestimmtes.

Es war ein Grab!

Und es war nicht leer.

Auf dem Rücken lag ein Mensch, wegen der zu geringen Größe mit angezogenen Beinen.

Nein, kein Mensch.

Das war ein Vampir, denn aus dem nicht ganz geschlossenen Mund ragten zwei Zähne von oben nach unten. Gelbliche Hauer, etwas dunkler als die dünne, blasse Haut.

Morgana war zufrieden…

***

Vor dem Grab blieb sie knien. Die Augen waren starr auf die Gestalt

gerichtet.

Sie beobachtete alles an ihr. Sie wollte den Feind auf keinen Fall aus dem Blick lassen.

Er schlief.

Er ruhte.

Aber er würde erwachen. Wahrscheinlich erst beim Einsetzen der Dunkelheit, um in ihrem Schutz auf die Jagd nach Beute gehen zu können. Dann würde er wieder Kraft benötigen, die Gier nach frischem Blut würde ihn umhertreiben wie ein Gespenst. Das alles kannte die Werwölfin, und sie wußte auch, daß der Vampir, wenn er keine anderen Opfer fand, sich an sie wenden würde.

Er sollte sich irren.

Sehr stark sogar.

Sie beugte sich vor. Der alte Geruch widerte sie an. Das schmale Gesicht sah aus wie geschnitzt. Die beiden blutleeren Lippen lagen aufeinander und bildeten den Mund. Wobei die Zähne so weit vorstanden, daß sie von oben nach unten stachen.

Morgana stützte sich auf der linken Pranke ab. Dann streckte sie den rechten Arm in das Grab hinein, um mit der Pranke zuschlagen zu können. Der Vampir trug noch seine Kleidung. Ein schmutziges Hemd, darüber eine Weste. Die braune Hose mit einem breiten Gürtel, der zum Greifen einlud.

Die Pranke näherte sich dem Gürtelschloß. Die Krallen waren bereits ausgestreckt, sie brauchten nur zuzufassen, sich festzuhaken, dann war es so gut wie vorbei. Die Hand schnappte zu! Nicht die Klaue! Es war die Hand des Blutsaugers, der genau auf den Augenblick gewartet hatte. Er wußte, was die Werwölfin vorgehabt hatte, aber er war schneller gewesen.

Die Tat hatte Morgana Layton dermaßen überrascht, daß sie es nicht glauben wollte. Deshalb wehrte sie sich auch nicht und blieb einfach nur starr, während der Vampir keine Sekunde ungenutzt verstreichen ließ.

Mit seiner ungeheuren Kraft riß er seine Feindin zu sich heran in das enge Grab.

Plötzlich lag Morgana auf ihm. Ihre Beine klemmten irgendwo fest. Sie stierte nach vorn. Dicht unter ihrem eigenen sah sie das Gesicht des Blutsaugers, in dem die Augen plötzlich zwei Kreise bildeten, starr waren, wobei in den Winkeln noch etwas Rötliches schimmerte, als hätten sich dort Blutstropfen festgesetzt. Er hob den Kopf an. Morgana zuckte zurück. Der erste Biß verfehlte sie.

Dafür erreichte ihre Ohren ein wütendes Knurren. Zwischen ihren beiden Körpern bewegte sich seine Hand. Der Blutsauger hatte den Arm angewinkelt.

Er ließ seine Hand höher wandern, wahrscheinlich wollte er die

Kehle erreichen.
Morgana griff mit ihrer Pranke. Sie hatte die Krallen gebogen, und dann riß sie die Haut auf der Hand auf wie dünnes Papier.
Kein Blut quoll hervor. Die Streifen aber blieben und füllten sich mit einer milchigen und dicken Flüssigkeit.
Morgana machte ernst. Der Platz in diesem schon für einen zu engen Grab war nichts für sie. Mit einer ruckartigen Bewegung befreite sie sich von ihrem Feind, schnellte hoch und wuchtete dabei ihren Körper zurück.
Sie hatte vorgehabt, den Vampir mit aus seinem Grab zu reißen, aber ihre Krallen waren abgerutscht. Es war auch nicht nötig gewesen, denn kaum hatte sich Morgana wieder gefangen, da folgte ihr der Untote. Er war mit steifen, aber doch sehr raschen Bewegungen aus dem Loch geklettert, blieb geduckt vor ihm stehen, breitete die Arme aus und suchte nach seinem Feind.
Morgana wartete auf ihn.
Sie fürchtete sich nicht. Einer allein konnte ihr nichts tun, er war ihr unterlegen. Sie würde ihn zerreißen, und das im wahrsten Sinne des Wortes.
Der bleiche Blutsauger ging nach rechts. Die Augen im Gesicht dieser hölzern wirkenden Gestalt bewegten sich, als wären sie auf der Suche nach etwas Bestimmten. In der Nähe lagen Holzscheite. Auch das Kaminbesteck hing nicht weit von ihm entfernt. Zu ihm gehörte auch ein Schürhaken.
Morgana griff an. Sie war schnell. Die Entfernung zu dem anderen Monster überwand sie wie ein grauer Schatten, und der Untote kam nicht mal dazu, seine Arme schützend vor sein Gesicht zu halten. Die Krallen fuhren hinein. Leicht gebogen rissen sie die Haut weg, hinterließen tiefe Spuren und auch Fetzen, wo sie absetzten. Das Gesicht des Blutsaugers sah völlig entstellt aus, denn auch das linke Auge war ihm aus der Höhle gezerrt worden.
Aber er war nicht vernichtet.
Er lebte weiter.
Seine Gier ebenfalls. Und er riß in einem Reflex den Schürhaken an sich, bewegte sich nach vorn auf die wieder zurückgewichene Werwölfin zu, um sie mit der schweren eisernen Waffe zu erschlagen.
Morgana wußte, was sie sich zutrauen konnte. Sie lief direkt in den Hieb hinein. Dabei hatte sie ihre Arme in die Höhe gerissen, und sie wehrte den Schürhaken ab, denn ihre Pranken prallten gegen die Handgelenke des Blutsaugers. Er kam aus dem Konzept. Zwar konnte er den Schlag noch führen, doch der Schürhaken streifte nur die rechte Seite der Werwolf-Schulter. Ansonsten verpuffte der Angriff wirkungslos.
Morgana schrie und heulte zugleich. Sie war in ihrem Element und

war rasend geworden.
Keine Chance dem anderen.
Auf ihre Kräfte konnte sie sich verlassen, und es gab eine Tötungsart, die nicht nur für einen normalen Menschen galt, sondern auch bei einem Vampir angesetzt werden konnte.
Es war der Genickbruch!
Um einen erneuten Angriff zu starten, mußte der Vampir zurück. Dazu wollte es Morgana nicht kommen lassen. Zwar hatte sich der Blutsauger von ihr lösen können und befand sich in der Rückwärtsbewegung, als die Wölfin vorsprang und zupackte.
Ihr eisenharter Klammergriff war gnadenlos. Obwohl ein untotes Wesen keine Schmerzen verspürte, machte der Blutsauger den Eindruck. Er krümmte sich, und sie heulte vor Freude auf.
Morgana Layton war jetzt kein Mensch mehr, auch kein Zwitter, sie war das absolute Tier, das darum kämpfte, zu überleben, und dies mit allen Mitteln.
Sie hatte die Arme ihres Feindes in die Höhe gerissen und ihre eigenen unter seine Achseln geschoben und sie so angehoben, daß sie seinen Kopf hatte fassen können.
Und dann tat sie das, was sie sich vorgenommen hatte.
Eine Bestie brach der anderen das Genick!
Sie hörte das dabei entstehende Geräusch. In den Augen tanzte Freude.
Auch dachte sie daran, daß dieser Genickbruch eine uralte Methode war, einen Vampir zu vernichten. Die wenigsten wußten davon, die wenigsten verfügten auch über die dazu notwendigen Kräfte.
Die Gestalt erschlaffte in ihrem Griff. Da war nichts mehr zu machen. Er würde sich nicht mehr erheben können, wenn sie ihn jetzt zu Boden schleuderte wie eine Strohpuppe.
Das tat sie wuchtig und mit Genuß. Der Körper rutschte über den Boden und blieb dicht vor dem Kamin liegen, wobei er beinahe noch in die Luke gefallen wäre. Ein Arm zumindest rutschte über den Rand hinweg und baumelte in das viereckige Loch hinein.
Morgana Layton war zufrieden. Sie selbst hatte nichts abbekommen, aber sie hatte der anderen Seite bewiesen, daß mit ihr zu rechnen war.
Es war schon der zweite Blutsauger, den sie aus dem Weg geschafft hatte. Zwei Vasallen weniger für Mallmann und seine Brut.
Das tat gut.
Die Vampire mit Dracula II an der Spitze wollten die Macht. Sie waren besessen und wollten alle Hindernisse aus dem Weg räumen. Aber die Wölfe dachten ebenso, und Morgana Layton war nun mal das ausführende Organ des Götterwolfes Fenris.
Für sie war es die Politik der kleinen Schritte. Daß sie hier auf ein regelrechtes Vampirnest treffen würde, damit hatte sie nicht

gerechnet.
Obwohl ihr erst der zweite Blutsauger über den Weg gelaufen war, ging sie davon aus, daß sich in dieser Umgebung noch mehr von ihnen aufhielten. Möglicherweise waren alle Bewohner dieser kleinen Siedlung zu Mallmanns Opfern geworden. Nur hielten sie sich versteckt und warteten auf den richtigen Augenblick, um angreifen zu können.
Bisher war sie ohne Waffen ausgekommen. Für die Zukunft war es besser, wenn sie sich bewaffnete, und so hielt sie nach einem entsprechenden Gegenstand Ausschau.
Die Wölfin, die brutal wie ein Psychopath war, aber dennoch dachte und handelte wir ein normaler Mensch, durchsuchte den Raum und fand eine Axt. Mehr schon ein Beil mit recht langem Stiel. Sie wog das Werkzeug in den Händen, überprüfte dabei auch die Schneide und war relativ zufrieden.
Bis sie sich schließlich zu einem Entschluß durchrang. Es reichte ihr nicht mehr, daß sie dem Blutsauger nur das Genick gebrochen hatte.
Jetzt konzentrierte sie sich auf den Kopf.
Und dann schlug sie zu.
Zweimal mußte sie ihre neue Waffe einsetzen, um einen Erfolg zu erreichen.
Jetzt war sie endgültig zufrieden und wandte sich zum Gehen. Für sie hatte es keinen Sinn mehr, wenn sie herumlief und die Hütten nach Vampirverstecken durchsuchte. Ihre Feinde hatten sich gut verborgen.
Sicherlich, es würde ihr gelingen, sie aufzustöbern, aber was brachte das? In der Dunkelheit würden sie von allein aus ihren Verstecken kommen. Darauf wartete Morgana, und sie war froh, selbst ein gutes Versteck zu haben, denn der im Uferschilf versteckte Nachen war weder zu sehen noch rasch zu erreichen. Von dort konnte sie beobachten, ohne selbst gesehen zu werden.
Aus ihrem Maul drang ein zufriedenes Röcheln. Dann bewegte sich ihre Zunge. Sie schnappte vor und wieder zurück. Einen letzten Blick warf sie auf ihren vernichteten Feind. Erst dann wandte sie sich dem Ausgang zu.
Morgana öffnete die knarrende Tür und schaute nach draußen, ob sich dort etwas tat. Da bewegte sich nichts. Es blieb still, nahezu beklemmend ruhig.
Das gefiel ihr gut. Denn es war eine normale Stille. Die andere Seite schien nichts bemerkt zu haben. An Aufgabe dachte Morgana Layton nicht. Man hatte sie gereizt, man hatte einen ihrer Diener sicherlich verbrannt, aber man hatte nicht mit ihrer Wut, ihrem Haß und auch ihrem Kampfeswillen gerechnet.
Assunga.
Sie dachte an die Hexe, deren Antlitz sie innerhalb des Kreises

gesehen hatte. Morgana wußte, daß sie sehr stark war und zusammen mit Dracula II in dieser Vampirwelt lebte. Für sie ein Ort der Sicherheit. Aber die Werwölfin gehörte auch zu denjenigen, die nicht aufgaben und alles durchzogen.

So würde sie es auch weiterhin machen.

Die Gegend war und blieb leer. Nur Morgana Layton bewegte sich zwischen den Holzwänden der Hütten. Sie warf nur flüchtige Blick in die Häuser. Es brachte ihr nichts, wenn sie nach weiteren Verstecken suchte. Wichtig war die Dunkelheit. Nicht nur für die Blutsauger, sondern auch für sie, denn sie zählte sich ebenfalls zu den Geschöpfen der Nacht.

Und noch etwas unterschied sie von den Menschen. Sie konnte, wenn es sein mußte, eine wahre Engelsgeduld aufbringen. Da ließ sie sich durch nichts mehr aus der Ruhe bringen. Ihr einziges Sinnen und Streben war allein auf das Ziel hin ausgerichtet.

Mit diesem Gedanken drückte sich die Wölfin durch den Schilf-und Rohrgürtel. Der Nachen schaukelte noch immer auf dem Wasser. Er hatte auch keinem anderen als Versteck gedient. Nur ein dunkler Vogel hockte am Heck. Er flog aber weg, als Morgana näherkam.

Sie kletterte in den Nachen, der schaukelte wie ein Bett. Morgana aber war zufrieden. Sie blieb sogar sitzen und schaute zu einem besonderen Ziel hin.

Der Tafelberg war einfach nicht zu übersehen. Er war das Zentrum der Magie, dort hatten die Vampire die Falle aufgebaut, um die Wölfe zu locken.

Sollten sie. Morgana hatte nichts dagegen. Aber ihre Gestalt gefiel ihr plötzlich nicht mehr. Sie wollte sich wieder zurückverwandeln. Ihre Kleidung hatte sie mitgenommen. Auch wenn sie teilweise zerrissen war, irgendwie würde sie noch passen.

Morgana Layton war mit einer Macht ausgestattet, die es zuließ, daß sie nicht so normal reagierte wie die üblichen Werwölfe. Sie brauchte nicht unbedingt den Mond und die Dunkelheit. Sie konnte es auch schaffen, sich bei normalem Tageslicht zu verwandeln und die Zustände wechseln. Das nahm sie jetzt in Angriff.

Es ging um die Konzentration. Und zugleich um einen fernen Kontakt mit dem gewaltigen Götterwolf Fenris. Sie hoffte, daß sich sein Geist immer in ihrer Nähe befand und sie beschützte. Es gab ihr auch die Kraft für die Rückverwandlung.

Es war immer mit Unannehmlichkeiten und auch Schmerzen verbunden.

Die eine Person mußte verschwinden, die andere sollte zurückkehren.

Morgana blieb auf dem Rücken liegen. Ihre Pranken waren gebogen. Die Krallen bohrten sich in das weiche Holz der Planken. Sie verfiel in

eine unnatürliche Konzentration. Alles in ihr war einzig und allein auf das eine Ziel ausgerichtet.

Zurück zum Menschen! Wieder begannen die Qualen. Zum Glück weniger stark als bei der Verwandlung zur Bestie. Aber das Zerren und Ziehen der Glieder bekam sie schon mit. Beim hineingleiten in den menschlichen Zustand wurde ihr Körper zusammengezogen. Er verlor auch an Masse. Das Fell bildete sich auf wundersame Weise zurück.

Auch das Gesicht erhielt menschliche Formen, was sie sofort bemerkte.

Dann wiederum kam es ihr vor, als wären andere Krallen dabei, ihr die Haut abzureißen. Sie blickte zum Himmel und erkannte ihn nur als Schleier.

Der Nachen schaukelte heftig, weil sich auch Morgana bewegte. Die aus ihrem Mund dringenden Laute klangen jammernd. Sie glichen schon denen eines Menschen, der unter einer unsäglichen Qual litt und darauf wartete, daß diese vorbei war.

Morgana trampelte mit den Beinen. Ihre Hacken trommelten immer wieder dumpf auf die Bohlen. Das dort gesammelte Wasser spritzte auf.

Schreie drangen aus dem Schilf, und Vögel, die sich dort versteckt hielten, wurden aus ihrer Ruhe gerissen. Erschreckt flatterten sie hoch und flogen über den See hinweg zum anderen Ufer.

Zeit existierte für Morgana Layton nicht mehr. Dieses Gefühl war ihr völlig verlorengegangen. Sie kam sich vor wie jemand, der in einem Zustand zwischen zwei Welten dahintrieb. Alles andere interessierte sie nicht mehr.

Bis zu dem Zeitpunkt als alles vorbei war. Erschöpft blieb sie liegen, und auch froh darüber, daß sie während der Verwandlung nicht attackiert worden war, denn in einem derartigen Zwischenstadium war sie doch ziemlich wehrlos.

Morgana hatte ihre menschliche Gestalt zurückerhalten. Die Haut zeigte sich wieder normal. Da wuchs kein Fell, nur die dünnen, hellen Haare.

Ebenso wie auf ihrem Kopf, der von einem Fell völlig befreit worden war.

Sie zog das rechte Bein an und strich mit beiden Händen über ihren nackten Oberschenkel. Diese Bewegung wirkte lasziv.

Morgana lag da, als wartete sie auf ihren Mann, um sich mit ihm bei einem gemeinsamen Liebesspiel zu vergnügen. Die Kleidung hatte sie über den Bootrand gehängt.

Der Kampf ging weiter. Auch für sie. Oder erst recht für sie. Und es lief trotz allem darauf hinaus, daß sie die Falle oben am Tafelberg schließen oder zerstören mußte.

Es würde nicht einfach sein. Sie würde Hilfe benötigen. Aber wer

konnte ihr helfen?
Die Wölfe?
Ja, sie konnte sie herholen, sie würden ihr auch zur Seite stehen wie Leibwächter. Nur war es durchaus möglich, daß sie dabei auch in eine Vampirfalle liefen. Und sie waren nicht so mächtig wie sie. Die Tricks und die Macht der Vampire waren ihnen unbekannt. Nein, mit dieser brachialen Gewalt würde sie nichts erreichen. Gegen die blutsaugenden Feinde mußte sie schon subtiler vorgehen, und das würde sie auch schaffen.
Die Vernichtung der beiden Blutsauger hatte ihr den nötigen Auftrieb gegeben. Mit einem Ruck setzte sie sich hoch. Die Kleidung bestand zwar aus Fetzen, aber die Hose hatte irgendwie noch gehalten. Morgana streifte sie über. Sie lächelte, als sie die Löcher und Risse im Stoff sah.
Es gab Girlies, die ihre Hosen extra zerschnitten, um im Grunge-Look herumzulaufen. Sie streifte ihre Bluse über, knotete sie zusammen, da die Knöpfe fehlten, und zog dann die Jacke an.
Die Schuhe bestanden nur mehr aus Fetzen.
Den Schmerz an ihren Füßen spürte sie nicht mehr. Wer sie jetzt sah, der hätte sich nicht daran gestört, daß sie etwas ramponiert aussah, denn von ihr ging noch immer etwas aus, das vielen Frauen fehlte.
Morgana war zufrieden, und sie würde warten. Der Nachen war der richtig Ort. Außerdem konnte sie sich vorstellen, daß die andere Seite reagierte, denn Assunga und Mallmann hatten sicherlich erfahren, was geschehen war.
Sollten sie.
Vielleicht kamen sie auch selbst.
Dieser Gedanke trieb ihr einen Schauer über den Rücken. Auch da reagierte sie menschlich und packte den Stiel des großen Beils fester, dessen Klinge den Boden des Bootes berührte. Sie mußte warten, sie wollte auch warten und sich in Geduld fassen, aber sie würde nicht fliehen. Nicht sie!
So rannen die Stunden dahin. Morgana erholte sich, schmiedete Pläne, hatte sich auch an die Stille gewöhnt, so daß sie jedes fremde Geräusch sofort aufhorchen ließ.
Wie ein bestimmtes, das aus einer relativ weiten Entfernung an ihre Ohren drang. Aber sie kannte es, denn sie wußte sehr genau, wie sich ein fahrendes Auto anhörte.
Auf einmal war die Spannung wieder da. Sie brannte in ihrem Körper, und Morgana erhob sich sehr vorsichtig von ihrer Sitzbank. Der Wagen war noch weiter entfernt, aber er würde von seinem Fahrer von der Höhe her in dieses Tal gelenkt werden, und von dort oben reichte der Blick bis hinunter zu der Uferregion des Sees.
Morgana richtete sich auf, um über das Schilf zu schauen. Die Hütten

nahmen ihr nur einen Teil der Sicht, und sie konnte auch die Straße erkennen, die aus dem Tal herausführte.

Dort fuhr ein Fahrzeug. Es war ein Geländewagen. Für diese Gegend ideal. Er wurde nicht sehr schnell gefahren, doch Morgana ging davon aus, daß die kleine Siedlung am Seeufer nur das Ziel sein konnte.

Dann verschwand er wieder aus ihrem Blickfeld, um einen Moment später nach der Kurve, wieder aufzutauchen. Jetzt hatte er die Höhe hinter sich gelassen, wurde in eine Kurve gelenkt und rollte auf die Häuser zu.

Er würde sicherlich dort anhalten, wo auch die anderen beiden Fahrzeuge standen.

Morgana hatte es plötzlich eilig. Übertrieb aber nichts, als sie ihr Versteck verließ. Sie drückte sich durch den Schilfgürtel und blieb an dessen Rand stehen.

Sie hörte Stimmen.

Plötzlich durchraste sie ein Hitzeschock. Morgana wollte es nicht glauben, aber ihr feines Gehör hatte sich bestimmt nicht geirrt. Diese Stimmen konnte man sich nicht einbilden. Außerdem waren sie einfach zu prägnant, und mit diesen beiden Personen hatte sie nicht gerechnet.

Plötzlich taten sich Abgründe auf, und sie war für eine Weile durcheinander. Wer hätte schon damit rechnen können, daß John Sinclair und sein Freund Suko in dieser einsamen Gegend erschienen…?

***

Suko und ich kamen uns vor wie aus dem normalen Leben gerissen, weil die Dinge einfach zu schnell und überraschend geschehen waren. Erst als sich die Zähne in den Hals unseres ungewöhnlichen Begleiters gebohrt hatten, begriffen wir richtig, daß wir es hier mit einem Vampir zu tun hatten, der möglicherweise auf uns gelauert hatte.

Während Suko und ich unsere Pistolen zogen, was wirklich nicht lange dauerte, erlebten wir das gleiche Phänomen. Diese kurze Zeit kam uns sehr lang vor. Möglicherweise auch deshalb, weil plötzlich altbekannte Regeln auf den Kopf gestellt wurden.

Wir kamen beide damit nicht mehr zurecht. Der Blutsauger hätte sich einfach festbeißen müssen, doch seine Zähne fanden nicht den Halt, den er sich gewünscht hätte. Da sprudelte auch kein Blut. Der Untote rutschte einfach an Cursanos Hals ab. Der nutzte die Chance. Die Wurzelfinger stieß er in das bleiche Gesicht und schleuderte seinen Gegner zurück, der über den Schreibtisch fiel und an der Seite, an der er gesessen hatte, auf den Stuhl krachte.

Keiner von uns hatte geschossen. Wir nahmen uns sogar noch die Zeit, Cursano anzuschauen, der locker seinen linken Arm anhob und

mit den Fingerspitzen über seine linke Halsseite strich.

Wenn es überhaupt finster oder enttäuscht klingende Laute gibt, so hörten wir sie nun aus dem Maul des Vampirs, als dieser sich hinter seinem Schreibtisch wieder aufrichtete. Er hatte seine Hände auf die Platte gestemmt.

Sein Gesicht erschien wie ein blasser, verzerrter Mond, in die Augen, Nase und Mund hineinmodelliert worden waren. Suko nickte nur.

Da wußte ich Bescheid. Der Inspektor ließ den Blutsauger noch für einen Moment in die Mündung schauen, dann drückte er ab.

Das Loch war genau zwischen den Augen in der Stirn zu sehen. Wie die Öffnung einer Röhre sah es aus, aber Blut drang daraus nicht hervor.

Der Vampir fiel zurück. Es polterte, als er hinfiel - bis er sich nicht mehr regte.

Ich ging um den Schreibtisch herum. Von der Seite her schaute ich auf ihn nieder. Er lag dort wie ein fleischgewordenes Gespenst in einer völligen Starre. Nichts an ihm zuckte noch. Er war für ewig und alle Zeiten vernichtet, und möglicherweise würde er auch verfaulen, das kam darauf an, wie lange er schon in diesem unnatürlichen Zustand »gelebt« hatte.

»So sieht es also aus«, sagte Suko, »Vampire.« Er drehte sich Cursano zu. »Ist es das gewesen, was du uns zeigen wolltest? War das der Ort der Kraft?«

Cursano überlegte. Mir schien er doch verunsichert zu sein, denn er bewegte sich unruhig, was auch seine Hände mit einschloß. Nur wurden diese Bewegungen jetzt von ihm gesteuert und zeigten schon seine Nervosität an.

»War es dieser Ort?« hakte auch ich nach. »Ja.«

»Vampire also?«

»Nein.«

»Was dann?«

Cursano war durcheinander. Er suchte nach einer Erklärung. »Es hat mich überrascht«, gab er zu.

»Wenigstens etwas«, meinte Suko und ließ seine Waffe verschwinden.

Cursano blickte zu Boden und auch ins Leere. Er wirkte wie ein Verlierer.

Selbst der harte Glanz in seinen Augen war erloschen. Da gab es keinen bösen Blick mehr. »Es muß dazugehören«, sagte er leise. »Anders kann ich es mir nicht vorstellen.«

»Wozu?«

»Es gibt diesen Ort!« behauptete er nach wie vor. Dabei richtete er seinen Blick auf mich. »Es gibt ihn, das weiß ich, und er befindet sich auch hier in der Nähe.«

»Aber nicht in diesem Haus«, sagte ich.

»Nein!«
»Wo dann?«
»Wir werden ihn suchen müssen, und ich weiß auch, wo ich ihn finden kann. Es ist die Strahlung, die ich aufnehme.«
»Okay«, stimmte ich ihm zu. »Das erklärt aber noch lange nicht das Vorhandensein der Blutsauger. Ich und sicherlich auch mein Partner - wir würden gern wissen, wieso wir plötzlich auf Blutsauger treffen, die vor kurzem noch, so sehe ich es zumindest, Menschen waren. Sie müssen von Vampiren überfallen und zu Geschöpfen der Dunkelheit gemacht worden sein. Also gibt es hier zumindest einen Vampir, der den Stein ins Rollen gebracht hat.«
»Ja!« gab er zu.
Wir ließen ihm Zeit für weitere Erklärungen, die aber kamen nicht. »Was ist?« fragte Suko. »Weißt du es nicht?«
»Nein.«
»Du bist also überrascht?« Er nickte.
»Was hast du uns denn zeigen wollen?« Suko blieb am Ball. »Hier muß doch etwas gewesen sein.«
»Ja, ein Ort der Kraft. Ein sehr starker sogar. Er ist ein gefährlicher. Ich mußte hin. Hier treffen sich die Linien und bilden den Knoten. Ich kann sie aufspüren, deshalb bin ich auch für die anderen eine Gefahr.« Er zeigte uns wieder seine Hände. »In ihnen steckt die Kraft. Durch sie habe ich die Macht bekommen, durch Mandragoro, dessen Atem in mir wohnt.«
»Alles klar«, sagte ich. »Vergessen wir das mal. Du erinnerst dich, daß dich der Vampir anfiel.«
»Das kann ich nicht vergessen.«
»Und du erinnerst dich auch daran, daß er dir in den Hals beißen wollte?«
»Richtig.«
»Aber er hat es nicht geschafft«, flüsterte ich, »obwohl er alles richtig machte und sich auch an die Regeln hielt. Darüber komme ich nicht hinweg, und du kannst mir glauben, daß ich zu den Fachleuten gehöre, ebenso wie mein Freund Suko.« Ich ballte die linke Hand zur Faust. »Er hat es nicht geschafft, denn er rutschte einfach ab, und dafür muß es einen Grund geben, verdammt!«
Cursano überlegte sich seine Worte genau. Er schaute wieder auf seine Hände. Sie sahen tatsächlich aus wie ein Wurzelgeflecht, aber mehr konnten wir auch nicht sehen, denn der übrige Teil seines Körpers blieb unter dem langen Mantel versteckt. Nur der Kopf schaute noch hervor und ein Stück des Halses, wobei die graue, schattige Haut dunkler war als sein kurzer Hals. An seiner linken Seite waren auch keine Abdrücke zu sehen. Der Blutsauger hatte es nicht geschafft, die Spitze der Zähne hineinzuhacken.

»Wir warten, Cursano!«
»Ihr sollt es sehen!« erklärte er.
»Deinen Hals?« fragte Suko.
»Nein, mich.«
Plötzlich war der Augenblick der Spannung da, der objektiv sicherlich nicht lange dauerte, aber uns so vorkam, als würde mehr als die doppelte Zeit vergehen.
Cursanos Mantel war vorn zugeknöpft. Und er fing damit an, die Knöpfe zu öffnen. Wir schauten seinen spitzen Fingern dabei zu, die er geschickt einsetzte.
Den letzten Knopf öffnete er in einer nach vorn gebeugten Haltung. Dann richtete er sich wieder auf. Bevor er die beiden Seiten des Mantels zur Seite schob, schaute er uns noch an. Diesmal wirkte er auf mich irgendwie neutral, wie jemand, dem plötzlich alles egal geworden ist, der den nächsten Schritt geht, ohne großartig darüber nachzudenken.
Ich nickte ihm zu.
Er tat es.
Mit einer sehr heftigen Bewegung riß er die beiden Hälften zur Seite und präsentierte sich uns.
Wir sahen ihn und es blieb uns die Luft weg. Denn was wir da entdeckten, war unglaublich…

***

Cursano war eine menschliche Pflanze! Oder?
»Verdammt!« sagte Suko nur. Eine ähnliche Aussage hätte auch ich machen können, denn anderes fiel mir dazu nicht ein.
Menschliche Pflanze?
Das stimmte auch nicht, denn als Pflanze wollte ich ihn nicht ansehen.
Es sei denn, man rechnete eine Alraune dazu, denn so sah er tatsächlich aus. Wie eine riesige und übermenschlich große Alraune, eine hohe, bleiche Wurzel, die jemand dann so zurechtgeschnitten hatte, daß eine menschliche Gestalt entstand, abgesehen von seinem Kopf, denn der bestand aus Haut und Knochen. Das erkannten wir bereits beim ersten Hinsehen.
Suko und ich hatten die Blicke gesenkt, um den Körper genau betrachten zu können.
Mandragoros Geschöpf! Sein Bote, wie auch immer. Eine zugeschnitzte, lebende Alraune mit einem knotigen und glatten Hals, an dem sich wirklich keine Vampirzähne hatten festbeißen können, weil er zu glatt war, obwohl an einigen Stellen schon knotige Gebilde hervorstachen. Sie setzten sich am gesamten Körper fort. Ein Wurzelwesen, geschlechtslos.

Auf eine gewisse Art und Weise widerlich glatt, wie poliert. Unterhalb der Hüfte teilte sich die riesige Alraune dann in zwei Hälften, so daß Beine hatten entstehen können. Sie endeten in Füßen mit Zehen.

Auch die Arme bestanden aus dem Wurzelholz. Zu den Schultern hin waren Muskeln angedeutet, und der Brustkorb setzte sich aus einem dicht zusammenstehenden und verfilzten Geflecht zusammen.

Ich hatte meinen ersten Schock überwunden und saugte langsam durch die Nase die Luft ein. Das war wirklich ein Hammer gewesen! Damit hatten wir eigentlich nicht gerechnet, obwohl er uns seine Abstammung ja erklärt hatte.

Nur der Kopf war normal. Er gehörte einem Menschen. Er hatte ein Gehirn, er konnte reden, er konnte fühlen, und wir bekamen hier bestätigt, daß bei einem Menschen das Gehirn tatsächlich am wichtigsten war.

Ein Schatten flog dicht am Fenster vorbei. Es war ein großer, dunkler Vogel, aus dessen Schnabel krächzende Laute drangen.

»Kann ich den Mantel wieder schließen?« fragte er uns.

»Meinetwegen«, sagte Suko, und auch ich hatte nichts dagegen einzuwenden.

Er faßte beide Hälften wieder an, schob sie zusammen und schloß einige Knöpfe. Ich hatte mich auf einen Thekenrand gesetzt und die dort liegende Ware zur Seite geschoben. Wir waren zwar aufgeklärt worden, aber unsere Fragen waren längst nicht beantwortet worden, und so flüsterte ich. »Warum nur? Warum?«

»Mandragoro…«

»Das wissen wir, aber…«

»Ihr kennt ihn doch.«

Suko mußte lachen. »Kennen ist gut. Wir wissen, daß er existiert, aber befreundet sind wir nicht. Ich gebe auch zu, daß es manchmal gut ist, wenn er sich einmischt, aber…«

»Er hat sich eingemischt.«

Ich zeigte mit dem Finger auf ihn. »Er hat sich eingemischt? In die Schöpfung?«

»In seine.«

»Hat er eine eigene?« forschte ich nach.

»Er ist ein mächtiger Naturgeist.«

»Und du bist einmal ein Mensch gewesen, wie?«

Cursano überlegte. Er breitete die Hände aus, die zitterten. »Das ist lange her, so kann man es wohl nennen.«

»Wir haben Zeit«, meinte Suko.

»Gut, gut.« Cursano hatte sich schnell entschlossen. »Dann will ich es euch sagen.«

»Deine Geschichte erzählen?« fragte ich.

»Ja.«

Er drehte den Kopf und schaute gegen die Wand, als könnte er dort die Bilder seiner Vergangenheit hervorholen. »Ich war nicht immer so, da habt ihr schon recht, aber ich war schon als Mensch etwas Besonderes, denn ich spürte, daß mir die Wünschelruten immer gehorchten. Ich fand das Wasser, ich fand die Quellen, und man hat mich geholt, wenn Brunnen gebohrt werden sollten. Nicht nur Privatmenschen, sondern auch Firmen verließen sich auf meine Dienste, und sie bezahlten gut, so daß ich im Laufe der Zeit ein reicher Mann wurde. Aber das reichte mir nicht.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, das hat mir überhaupt nicht gepaßt. Ich war dagegen. Ich wollte mich mit dem Geld nicht zufriedengeben, ich brauchte etwas anderes, ganz anderes.«

»Was war das?« erkundigte ich mich.

»Wissen«, sagte er. »Ja, ich wollte ein Wissen erlangen. Ich wollte herausfinden, warum und wieso gewisse Dinge geschahen. Durch meine Einkünfte war ich unabhängig geworden, und so konnte ich mich den Forschungen der Geomantie widmen. Ich wurde zu einem ihrer glühendsten Verehrer und auch zu einem Wissenden. Ich erlebte, daß die Erde ein lebender Organismus ist, daß die Natur ebenso zu den Menschen gehört wie sie zu der Natur, auch wenn es viele nicht wahrhaben wollen. Aber so ist es nun mal. Die Menschen haben die Natur mißachtet, sie haben alles zerstört, das brauche ich euch nicht zu erzählen. Ich aber wollte sie erhalten, und ich weigerte mich auch, für Firmen und Konzerne zu arbeiten, nachdem ich meine wahre Berufung gefunden hatte.«

»Die dich zu Mandragoro führte«, sagte Suko.

»Das stimmt. Es ist eine Folge davon gewesen, denn schon lange zuvor habe ich herausgefunden, daß jemand existieren muß, der diese Kraftmeridiane leitet und sie zusammenbringt, wie die Knotenpunkte bei einem großen Spinnennetz. Nur so sehe ich es. So ist die Erde mit diesen Linien und auch Orten der Kraft überzogen.«

Mir paßten die theoretischen Ausführungen nicht so recht, deshalb kam ich wieder zum Kernpunkt zurück. »Du hast dich also mit Mandragora getroffen, nicht wahr?«

»Es war immer mein Wunsch. Ich kannte ihn ja nicht, ich wußte nicht, was es war, das mich da leitete, aber es stand für mich fest, daß es die Kraft geben mußte, und ich hatte recht.« Seine Augen leuchteten in der Erinnerung an diese Begegnung auf. Sie bekamen plötzlich den uns bekannten hellen Glanz. »Es war einmalig. Ich traf mit ihm in einer dunklen Nacht und in einem abgelegenen Wald zusammen. Da spürte ich zum erstenmal das Leben um mich herum. Jeder Baum, jeder Strauch, jeder Grashalm in meiner Nähe war erfüllt von diesem Leben, denn er war es, der in ihm steckte, und ich sah

plötzlich, wie sich aus den Zweigen einer alten Linde das Gesicht des Mandragora formte. In diesem Augenblick war mir klar, daß ich gewonnen und er mich akzeptiert hatte.«

»Wie verhielt er sich dir gegenüber?« wollte ich wissen.

»Er wußte über mich Bescheid. Er akzeptierte mich, und er fragte mich, ob ich zu seinem Geschöpf werden wollte.« Cursano lachte. »Was hatte ich schon zu verlieren? In der Welt war ich zu einem Einzelgänger geworden, also stimmte ich zu.«

»Was tat er denn?«

»Er wandelte mich um.«

Diese Antwort verstanden weder Suko noch ich. Unser Blicke waren entsprechend.

»Umwandeln?« hakte ich noch einmal nach.

»Ja, denn ich hatte nichts dagegen, daß ich den menschlichen Körper, wie er war, verlor. Er führte mich in das Zentrum seines Reiches oder in sein eigenes Ich hinein, in die Welt der magischen Alraunenhölzer, die er beeinflußt hat. Ich war bereit, den Zaubertrank oder den Sud aus diesen Wurzeln zu trinken. Es war eine kalte Nacht mit einem kalten Mondlicht, das uns wie ein Schleier umgab, als Mandragoro und ich zusammen die Lichtung betraten, wo es geschehen sollte. Ich trank den warmen Sud. Ich spürte, wie er mich ausfüllte und auch veränderte, denn ich selbst verlor meinen Körper. Er veränderte sich. Meine Knochen, mein Fleisch, meine Sehnen und Muskeln, das alles hatte keine Bedeutung mehr. Es wurde umgewandelt, es wurde zum Holz der Alraune, ohne daß dabei meine ursprüngliche Gestalt verlorenging. Ich mußte meinen Körper nur bedecken, denn der Kopf blieb gleich. Ich kann reden, ich kann denken, alles was auch einen anderen Menschen auszeichnet. Aber ich war trotzdem anders als sie, und meine Handlungen paßten mehr zu Mandragoro, denn die menschliche Welt hatte ich für mich verlassen.«

»Aber du standest in seinen Diensten?« fragte ich.

»Ja, so ist es.«

»Was hast du weiterhin getan?«

»Ich konnte jetzt endgültig die Orte der Kraft suchen. Es gibt die Knotenpunkte. Dank der Kraft des Mandragoro gelang es mir, sie zu finden. Schon vor langer Zeit haben sich die Menschen an der Umwelt versündigt. Ihr habt die alten Blutfontänen gesehen. Es waren die Reste derjenigen, die dort einmal lebten, aber das ist vergessen.«

»Und warum wolltest du dir Marion Kline holen?« wollte Suko wissen.

»Es war zu Anfang meiner Zeit, als ich ihr das Leben rettete, denn sie war für mich ein so wunderbares Geschöpf, auch schon als Kind. Ich wollte nicht, daß sie starb, und als sie zurückkehrte, spürte ich noch immer meine Sehnsucht. Man kann es Nostalgie nennen, wie auch

immer. Es hat nicht geklappt, weil ihr es verhindern konntet. Wie auch immer, jetzt werde ich mich nur meiner eigentlichen Aufgabe widmen und die Vergangenheit vergessen.«

Mir brannte noch eine Frage auf der Seele, und die stellte ich ihm auch.

»Warum hast du uns eingeweiht?«

Er schüttelte etwas unwillig den Kopf. »Seid ihr wirklich so vergeßlich? Habe ich euch nicht gesagt, daß mir Mandragoro schon von euch berichtet hat? Er wußte, daß es euch gibt und daß wir irgendwann zusammentreffen werden. Er hat euch nicht direkt als Feinde angesehen, sondern als Menschen, die auch seine Richtung verfolgen. Deshalb konnte ich euch auch akzeptieren, obwohl ihr mich habt vernichten wollen. Jetzt sind wir zusammen, denn ich weiß, daß der große Kampf und die großen Probleme noch auf uns zukommen werden.«

»Die Vampire, nicht?«

»Nein.«

»Aber wir haben einen vernichtet.«

»Sie gehören zu den Problemen, John«, erwiderte er. Nur sah Cursano nicht danach aus, als wüßte er mehr, dann hätte er sicherlich mit der Sprache herausgerückt.

»Wozu gehören sie denn?« fragte Suko.

»Zum Ort der Kraft.«

Mein Freund deutete mit dem Zeigefinger zu Boden. »Der durchaus hier unter uns liegen kann.«

»Nein.« Die Antwort enttäuschte uns. »Wenn er hier liegen würde, hätte ich ihn gespürt, dann hätte ich ihn womöglich zerstören können, aber dieser Ort der Kraft ist anders. Völlig anders als die, die ich bisher kennengelernt habe.«

»Kannst du uns das erklären?« erkundigte ich mich.

»Nein und ja. Es ist etwas Altes und zugleich etwas Neues. Es hat auch nicht unbedingt mit der Natur zu tun, denn dieser Ort wurde verändert. Es war für mich - nicht - richtig - zu fassen. Ich bin noch durcheinander, aber ich merke deutlich die Strömungen, die mich erwischen, und sie sind schlecht.«

»Dann wäre es doch am besten für uns«, sagte Suko, »wenn wir endlich das Zentrum finden.«

»Das ist auch meine Meinung.«

»Schön, daß wir uns einig sind.«

Ich verließ den Rand der Verkaufstheke und schlenkerte meine Beine aus. Dann blieb ich vor dem Fenster stehen. Es glich mehr einer Luke. Sie war allerdings groß genug, um mir den Blick auf den See freigeben zu können. Mir kam eine Idee, und ich fragte: »Könnte sich dieser magische Knotenpunkt auch unter Wasser befinden, versteckt im

Schlamm, im tiefen Grund…?«
»Das wäre möglich.«
»Dann müßten wir dort suchen.«
»Nein.«
Ich drehte mich abrupt um. »Was spricht dagegen?«
»Mein Gefühl, mein Wissen, eine Intuition. Nennt es, wie ihr wollte. Das Zentrum befindet sich nicht im See.«
»Wenn du so sicher bist«, sagte Suko. »Wo müssen wir dann anfangen zu suchen oder hingehen?«
Cursano senkte für einen Moment den Kopf. Er knotete seine Finger wieder zusammen. Dann flüsterte er: »Ich glaube schon, daß ich inzwischen Bescheid weiß.«
»Gut, wir…«
»Laßt uns diese Hütte hier verlassen. Ich kann es euch nur zeigen, wenn ich draußen bin.«
Wie auch immer, er war der Fachmann, und wir mußten uns fügen. Zumindest kannten wir jetzt seine Vita, und er hatte ja einiges erlebt, was selbst uns alte Hasen überrascht hatte.
Er gehörte also zu Mandragoro und war so etwas wie ein Scout. Alles, was er tat, geschah in seinem Sinne, denn Mandragoro würde immer stets Unterstützung gewähren.
Auch wir waren schon oft genug mit dem Umwelt-Dämon zusammengetroffen.
Ich mußte unwillkürlich an unser Abenteuer in Manila denken, wo der Umwelt-Dämon ebenfalls seine Macht demonstriert hatte. Da, war seine Rache schrecklich gewesen, aber auch dort hatte er wieder einen Diener gefunden, den Pfarrer.
Hier lief die Sache anders. Hier sollte jemand in seinem Auftrag die Orte der Kraft aufspüren, was er wohl geschafft hatte, nun aber hatte sich die Sachlage verändert, denn mit dem Auftauchen eines Vampirs hatte niemand rechnen können.
Ich glaubte mittlerweile daran, daß der Fall in eine ganz andere Richtung lief und wir das Ende - ob glücklich oder nicht - noch längst nicht erreicht hatten.
Suko hatte die Tür geöffnet. Er verließ auch als erster den Laden. Es war draußen nicht heller geworden, es kam uns nur so vor, als wir aus dem Halbdunkel heraus ins Freie traten, wo sich nichts verändert hatte. Noch immer standen die drei Wagen dort, und unsere Blicke konnten nicht nur bis zu den Hügeln hochgleiten, sondern auch zu den Bergen hin, die sich in einem dunkleren Grau abhoben.
Cursano ging an uns vorbei. In seiner Haltung, dem Gehabe sowie dem Aussehen wirkte er wie ein Magier oder Beschwörer, denn er hatte seine Arme zu den Seiten hin ausgestreckt und die Hände so gedreht, daß seine Handflächen nach oben wiesen. Jetzt erinnerten sie

mich an Kork und nicht an irgendwelches Gestrüpp.
Er schaute in den Himmel.
Da war nicht viel zu sehen. Die grauen Wolken trieben sanft in Richtung Osten.
Mandragoros Scout ließ sich nicht beirren und auch nicht stören. Suko und ich blieben als Beobachter im Hintergrund. Ich brauchte nur in das Gesicht meines Freundes zu schauen, um zu erkennen, daß auch er über gewisse Dinge nachdachte und dabei ebensowenig mit ihnen zurechtkam wie ich. Das würde sich hoffentlich geben.
Cursano ging weiter. Er wollte aus dem Schatten der Hütte, um einen besseren Blick zu haben. Dabei bewegten sich wieder seine Finger. Sie zuckten unkontrolliert, und sie sandten etwas ab, das auch mein Kreuz zu spüren bekam.
Es bewegte sich wieder. Ein Zeichen, daß der andere etwas entdeckt hatte?
Ich achtete nicht so sehr darauf, weil mich etwas anderes abgelenkt hatte.
Das Kreuz erwärmte sich leicht!
Im Moment war ich unsicher. Das war sonst nicht geschehen. Ich dachte intensiv über den Grund nach. Ob es mit dem Vampir zusammenhing, den wir erledigt hatten?
Aber vernichtet ist vernichtet, und mein Kreuz reagierte nur, wenn eine normale magische Gefahr in der Nähe lauerte.
Also gab es noch jemanden.
Wieder einen Vampir?
Suko stieß mich an, denn er hatte meine leichte Veränderung bemerkt.
»Was ist los mit dir?«
»Das Kreuz«, murmelte ich, »es hat sieh erwärmt!«
»Wie?«
»Ist aber nicht tragisch.«
»Ja!« Wir wurden beide durch Cursanos Ruf abgelenkt. »Ja, ich habe es. Ich spüre es. Etwas ist da. Es - es hat mit mir Verbindung aufgenommen. Ich kriege es genau mit. Ich…«
Er schwankte nicht. Wir liefen auf ihn zu, stoppten aber sehr schnell, denn plötzlich umtanzte ihn wieder das Licht. Ebenso grell wie in seinen Augen. Es funkelte, es blitzte. Es befand sich in der Bewegung wie helles Wasser, das über seine Arme strömte, und wir hörten sehr deutlich, wie er stöhnte.
Aber er blieb stehen. Er kämpfte gegen die andere Kraft an, was auf eine gewisse Art und Weise schon bewundernswert war.
Plötzlich sackten die Arme nach unten. Schlagartig verschwand das Licht.
Er drehte sich um.

Wir sahen den Schweiß auf seinem Gesicht und nahmen einen scharfen Geruch war, als wäre aus seinem Alraunenkörper ein gewisser Schweiß gedrungen.

»Kein Wort«, flüsterte er und streckte uns seine zitternde linke Hand entgegen. »Bitte nicht, bitte nicht…«

Wir hielten den Mund. Zumindest ihm gegenüber, aber Suko redete doch. »John, der muß etwas entdeckt haben, das ihn fast umhaute. Selbst ihn - du verstehst?«

»Und ob.«

Cursano hatte sich wieder gefangen. Auch wenn er nicht den Eindruck machte, da er sich taumelnd bewegte. Aber das Licht in seinen Augen hatte wieder die alte Schärfe bekommen, und als er flüsterte, bewegte er seine Lippen kaum. Die Worte klangen auch für uns erschreckend. »Es ist unsagbar böse. Es ist ein gewaltiges Grauen. So schlimm, daß es mir die Sprache verschlägt. Ich habe das noch nie erlebt…«

»Was denn?« rief ich dazwischen.

»Eine andere Welt ist es. Ja, es ist eine andere Welt. Eine böse Welt, die wir nicht hier suchen müssen.«

»Wo dann?«

Jetzt bewegte er sich wieder. Langsam, wie ein alter Mann. Dabei hob er den rechten Arm und wies quer über den Weg hinab, aber hin zu einem neuen Ziel.

Es waren die Berge, und dort war schon bei der Herfahrt eine bestimmte Formation aufgefallen. Dieses große, graue Viereck, das wie eine Tafel aussah. »Dort müssen wir hin«, raunte Cursano. »Da hält es sich versteckt…«

***

Morgana Layton hatte Zeit. Sie sah auch ihren Vorteil sehr genau. Sie wußte schließlich, daß die beiden Geisterjäger angekommen waren, aber Sinclair und Suko wußten nichts von ihr.

Beinahe träumerisch mußte sie lächeln, als sie an die erste Begegnung zwischen ihr und dem Geisterjäger dachte, bei der auch Will Mallmann anwesend gewesen war. Allerdings damals noch nicht als Vampir, sondern als Polizist und BKA-Beamter. Da hätte Sinclair sie töten können. Er hatte es nicht getan, denn er war sich nicht hundertprozentig sicher gewesen, ob sie tatsächlich eine gefährliche Werwölfin war. Und so war es ihr gelungen, das Leben zu retten.

Was war daraus geworden!

Beide standen auf verschiedenen Seiten, und auch Will Mallmann kämpfte nicht mehr neben ihm. Ihn hatte der Fluch der Untoten getroffen, und er war zum Anführer der Vampire geworden, versteckt in seiner Vampirwelt, mit der Hexe Assunga an seiner Seite, die

ebenso Macht wollte wie Mallmann selbst.

Herrschen und beherrschen!

So lautete seine Devise. Das aber wollten auch andere, und keiner gab auf.

Morgana Layton war schlau genug gewesen, sich nicht in die Nähe der drei Ankömmlinge zu begeben. Sie wollte nicht entdeckt und auch nicht gespürt werden, denn Sinclair besaß mit seinem Kreuz eine verdammt gefährliche Waffe.

Ihrer Ansicht nach hielten sie sich ziemlich lange in diesem Kramladen auf, und wenn sie nicht alles täuschte, dann hatte sie sogar einen Schuß gehört.

Nicht unbedingt laut, mehr gedämpft, aber sie war sicher, sich nicht geirrt zu haben.

Also warten.

Irgend etwas mußten sie tun. Sie waren nicht grundlos erschienen, und Morgana konnte sich sehr gut vorstellen, daß ihr Kommen mit dem rätselhaften Zeichen in der Tafelwand zu tun hatte. Dem Tunnel zwischen der normalen Welt und einer anderen.

Morgana Layton war so in ihre eigenen Gedanken versunken gewesen, daß sie die Männer erst sah, als sie das Haus schon verlassen hatten, Suko und Sinclair kannte sie, aber der glatzköpfige Begleiter war ihr schon unbekannt.

Als sie ihn genauer anschaute, wurde ihr kalt. Mit ihrem sicheren Instinkt fand sie heraus, daß sie in ihm keinen normalen Menschen vor sich hatte. Der war anders. Der hatte etwas an sich. Etwas Böses durchaus, etwas Fremdes. Ein Kopf ohne Haare, eine Gesichtshaut, die nur aus dunklen Schatten zu bestehen schien, dazu sehr helle Augen, deren Lichter ihr nicht gefallen konnten.

Deshalb senkte sie auch den Blick, um nicht hineinschauen zu müssen.

Sie beging auch nicht den Fehler, ihr Versteck zu verlassen. Wenn sie die drei sehen wollte, mußte sie um eine Hausecke schauen, dann schaute sie von der Seite her gegen sie, und sie hütete sich, in ihren Sichtkreis zu gelangen.

Morganas Neugierde steigerte sich, denn der Fremde hatte sich von den beiden Geisterjägern entfernt. Er stand da wie ein Sucher, der sich für etwas interessierte, sich aber noch nicht sicher war, wo er es finden konnte.

Zudem hielt er seine Arme ausgestreckt, und die beobachtende Morgana war fasziniert von seinen Händen.

Nein, das konnten keine menschlichen Hände sein. Sie bestanden nicht aus Haut, Knochen und Fleisch. Zudem hatten sie auch eine völlig andere Farbe, denn sie waren viel bleicher. Die Finger länger, bald wie die Krallen eines Vogels oder eines Huhns, aber das kam

auch nicht richtig hin. Irgendwo hinkte der Vergleich.
Sie war schon durcheinander und bekam noch größere Augen, als sie plötzlich das grelle Licht sah. Es tanzte über die Hände des Mannes hinweg, es blieb auf ihnen, und seine Ursache konnte keinen normalen Ursprung haben.
Gefahr!
Die Warnung kam etwas zu spät.
Morgana war dabei, sich zurückzuziehen, aber etwas von dieser Kraft hatte sie schon erwischt. Es war kein Schlag, den sie mitbekam, obwohl er sich so ähnlich angefühlt hatte. Sie merkte nur, daß sie eine andere Kraft nach hinten drückte, der sie nichts entgegenzusetzen hatte. Dann fiel sie neben der Hüttenwand auf den Boden und blieb liegen.
Geschwächt wie ein Boxer nach einem Volltreffer…

***

»In diesem Berg?« fragte ich staunend.
»Ja.«
»Und was ist es?«
Cursano wußte die Antwort nicht. »Das kann ich nicht sagen, denn ich habe es nicht herausfinden können.«
»Du hast von etwas unsagbar Bösem gesprochen.«
»Richtig.«
»Gehört es auch zu deinen Feinden?«
Er wußte nicht, ob er verneinen oder bejahen sollte. Er war durcheinander.
»Können es Vampire sein?« Suko kam mit seiner Frage direkt zum Thema, denn daran glaubte ich auch, schließlich hatten wir einen dieser Blutsauger hier erledigt.
Cursano senkte den Blick. Er war mit seinem Latein am Ende und uns im Moment keine große Hilfe.
Mir aber wollte die Erwärmung des Kreuzes nicht aus dem Sinn. Ich glaubte fest daran, daß es nichts mit Cursanos Anwesenheit zu tun hatte, denn das hätte sonst schon öfters geschehen müssen. Nein, nein, das hatte bestimmt einen anderen Grund.
Mit Suko beriet ich mich flüsternd über dieses Thema. Mein Freund stimmte mir zu. »Es muß um die Blutsauger gehen, John. Einen haben wir gefunden. Fragt sich nur, wie viele sich hier noch versteckt halten.«
Er deutete zum Himmel. »Es wird bald dämmrig werden. Sollen wir so lange warten oder uns schon jetzt auf die Suche machen?«
»Sofort.«
»Okay - und warum?«
Ich war unsicher. »Verdammt, ich will einfach etwas tun und nicht

hier herumstehen. Dieser Vampir hatte sich nicht versteckt gehalten. Er hockte im Halbdunkel. Wir sollten zumindest die Hütten durchsuchen. Kann ja sein, daß wir auf weitere Kreaturen stoßen.«

»Noch haben wir Zeit. Es ist auch nichts passiert?«

»Glaubst du das wirklich?« Ich mußte schief grinsen, ansonsten enthielt ich mich eines Kommentars.

Cursano hatte seinen Blick auch weiterhin nach vorn gerichtete. Er starrte einzig und allein den Tafelberg an. Hin und wieder nickte er, als wollte er sich selbst bestätigen. Er sah so aus wie jemand, der nicht angesprochen werden wollte, deshalb ließen wir es auch bleiben. Doch er sprach uns an, als wir an ihm vorbeigehen wollten. »Noch nicht, bitte. Die Zeit ist noch nicht reif. Das Böse ist da, aber es wird eine Weile dauern, bis es sich zeigt.«

Ich blieb stehen. »Keine Sorge, wir wollten nicht zu diesem Tafelberg. Zumindest jetzt noch nicht. Uns interessieren die anderen Hütten. Einen Vampir haben wir entdeckt, es muß nur nicht der einzige gewesen sein, wenn du verstehst.«

»Das ist mir klar«, gab Cursano zu. »Braucht ihr mich dazu?«

»Nicht unbedingt, du kannst hier draußen bleiben und die Augen offenhalten.«

»Das werde ich auch tun«, sagte er mit einer Stimme, die ziemlich müde klang. »Nicht alles gefällt mir hier.«

Ich war es gewohnt, auf jedes Wort zu achten, was ich auch jetzt tat.

»Was meinst du damit?«

»Es ist schwer zu erklären. Nur soviel. Wir sind nicht allein.«

Seine Bemerkung entlockte mir ein Lächeln. »Du wirst es kaum glauben, aber das habe ich bemerkt.«

»So meine ich das nicht, nicht die Vampire, John Sinclair.«

»Sondern?«

»Ich kann es nicht sagen.« Er runzelte seine wie glatt geschliffen wirkenden Augenbrauen. »Noch nicht«, fügte er dann hinzu.

Ich dachte an die leichte Erwärmung des Kreuzes. Mir kam auf einmal der Gedanke, daß dieses Phänomen nichts mit den Vampiren zu tun haben könnte. Sollte das tatsächlich zutreffen, mußten wir den Fall aus einem neuen Blickwinkel betrachten.

»Kommst du, John!« Suko stand bereits an einer Hüttentür, wo er auf mich wartete.

»Gib auf dich acht!« warnte ich Cursano, der viel von seiner ursprünglichen Sicherheit verloren hatte.

»Ja, das werde ich.«

Überzeugt war ich davon zwar nicht, aber wir gehörten auch nicht zu seinen Kindermädchen.

Suko hatte die Tür noch nicht geöffnet. Erst als ich bei ihm war, stieß er sie auf. In der linken Hand hielt er dabei die Dämonenpeitsche. Die

drei Riemen waren ausgefahren und schwangen etwa in Kniehöhe über dem Boden.

Ich ließ meinem Freund den Vortritt. In dieser Hütte war es heller als zuvor in dem mit Waren vollgestopften Laden. Gutes Licht und damit gute Sicht herrschte trotzdem nicht.

Uns fiel sofort der fremde Geruch auf, allerdings war der nicht zu vergleichen mit dem modrigen Gestank eines verfaulten Vampirs. Dieser hier war ziemlich normal, denn es roch nach kalter Asche, die sich in einem Kamin befinden mußte.

Auf den ersten Blick hatten wir keinen Vampir gesehen. Was aber nichts bedeuten mußte, denn es gab in diesem recht großen Raum doch relativ schattige Ecken.

Ich ging nach links. Suko hatte sich für die andere Richtung entschieden.

Die Tür war hinter uns nicht wieder zugefallen. Durch die Öffnung konnte ein menschenbreiter Lichtstreifen fallen.

Ich sah ein Bett. Darüber ein zweites. Und beide waren gemacht.

Hier hatte keiner gelegen. Alles war harmlos. Nur hörte sich Sukos Ruf nicht so harmlos an.

»John, komm her!«

Ich drehte mich.

Er stand neben dem Kamin und hielt den rechten Arm ebenso wie die Hand ausgestreckt. Sie deutete dabei auf einen bestimmten Gegenstand, der am Boden lag.

Ich machte mich auf den Weg. Zuerst sah ich das Loch im Boden. Es befand sich dort, wo der Untergrund mit Steinen bedeckt war. Ein dunkles Rechteck, aber nicht ganz leer, denn von seiner rechten Seite her ragte ein Arm hinein.

Er gehörte zu einem Körper.

Suko trat zur Seite, damit ich besser sehen konnte. Auf einmal raste mein Herzschlag, denn mit dieser bösen Überraschung hatte ich nicht gerechnet.

Den Körper sah ich, aber wo war der Kopf?

Suko hatte meine Gedanken erraten, denn er sagte: »Du brauchst nur nach rechts zu schauen, John.«

Das tat ich sofort. Da lag der Kopf.

Und er war so gefallen, daß sein Gesicht nach oben zeigte. Mich interessierte nicht die die unregelmäßige Schnittstelle am Hals, auch nicht die leeren Augen, ich sah etwas ganz anderes.

Der Mund war nicht völlig geschlossen, und so hatten sich aus dem Oberkiefer die beiden spitzen Vampirzähne nach vorn schieben können.

Der Vernichtete war einmal ein Blutsauger gewesen, und jemand anderer mußte ihm den Schädel abgeschlagen haben.

»Wir sind nicht allein, John. Es gibt noch jemanden, der die Vampire nicht eben liebt…«

Nach diesem Satz dachte ich an die Erwärmung meines Kreuzes, und es machte mich nicht eben froher…

***

Die Benommenheit dauerte nicht sehr lange. Als Morgana Layton wieder zu sich fand, da spürte sie zuerst die rechte Faust, in der etwas Hartes steckte, das sie umschlossen hielt.

Sie richtete ihren Oberkörper in die Höhe, blieb sitzen und sah das Metall der Axt.

Plötzlich lächelte sie breit. Was immer sie auch erwischt hatte, es war ihm nicht gelungen, sie auszuschalten. Solange sie noch auf sich und letztendlich auch auf ihre Axt vertrauen konnte, ging es ihr eigentlich gut.

Sie hörte Stimmen. Sinclair sprach, auch Suko. Fast hätte sie gekichert, denn beiden war es noch nicht gelungen, sie zu entdecken. Ob sie nachgelassen hatten?

Es wäre nicht schlecht gewesen, denn ausgerechnet die zwei konnte sie hier nicht gebrauchen.

So leise wie möglich richtete sich Morgana Layton auf. Sie stützte sich dabei an der Hüttenwand ab, hielt ihren Blick nach vorn gerichtet, wo sie keinen der Männer sah.

Bis zur Ecke der Hütte ging sie vor. Dort schaute sie nach rechts - und entdeckte den Mann im langen Mantel. Er drehte ihr den Rücken zu und war völlig ahnungslos.

Ihr Lächeln wurde breiter. Gleichzeitig umfaßte sie den Stiel des Beils noch stärker. Der Arm zuckte wie von allein in die Höhe. Sie wußte, daß auch diese fremde Gestalt nicht zu ihren Freunden gehörte. Sie war ein Feind. Aber nicht nur das. Sie war auch etwas Besonderes, denn sein Licht und seine Kraft hatte für ihren vorübergehenden Blackout gesorgt.

So etwas konnte sie sich nicht mehr leisten.

Deshalb mußte der Feind weg.

Durch das Beil, wie schon der Vampir!

Es war der letzte Gedanke, den Morgana Layton an ihrem Beobachtungsplatz faßte, denn eine Sekunde später war sie bereits unterwegs, um das Beil in den Körper zu schlagen…

ENDE des zweiten Teils